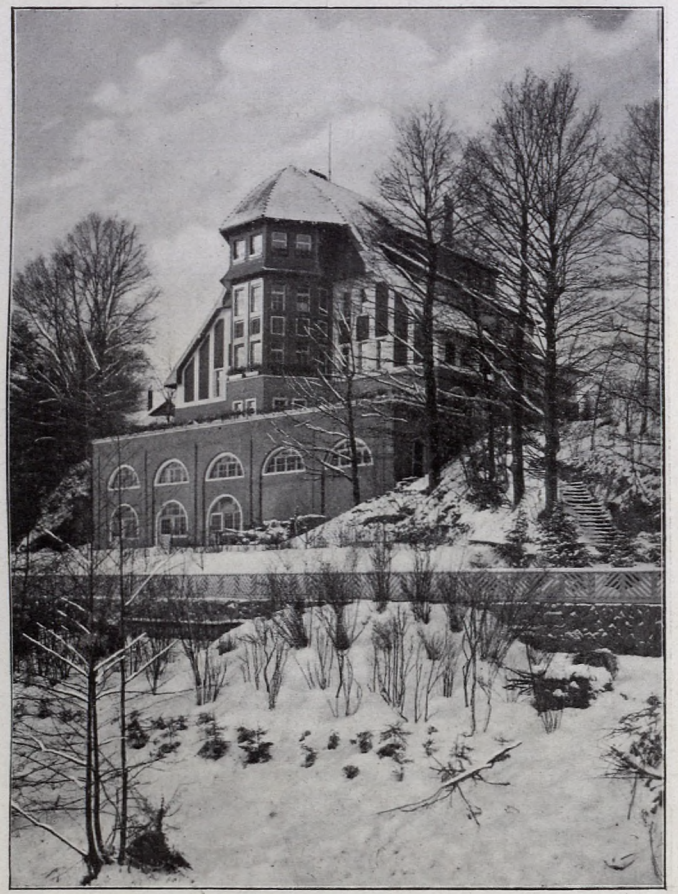
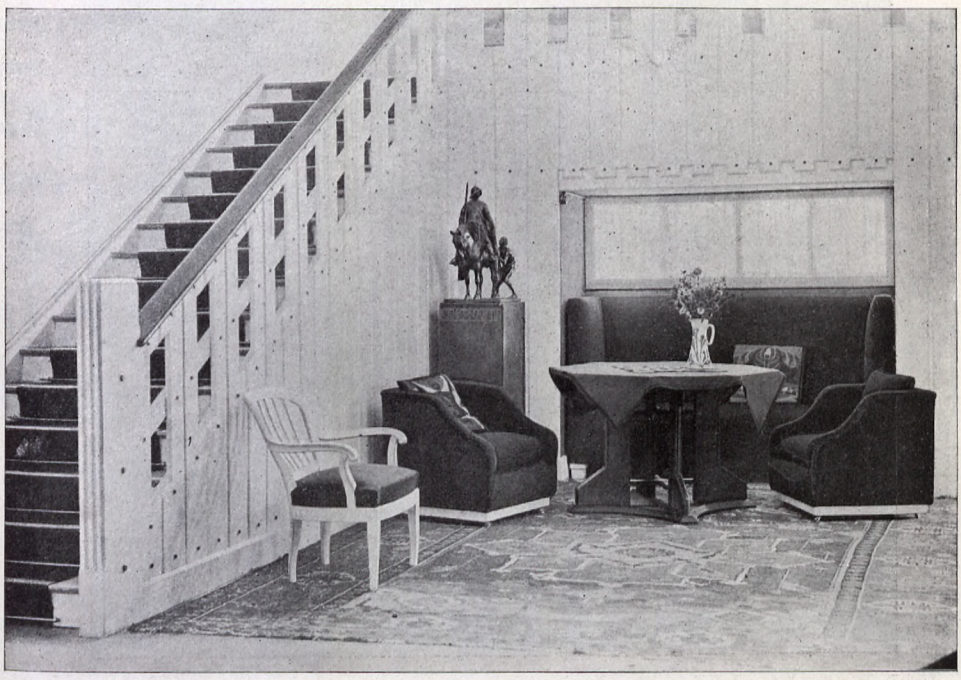


Landhaus Zwirner in Löwenberg

Kirche zu Maltsch

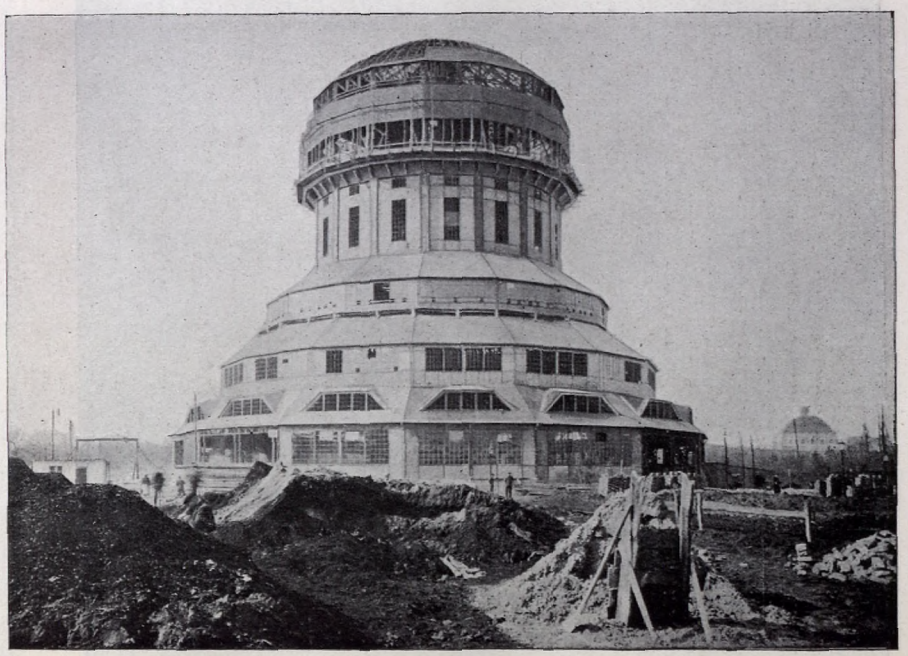
Architekt Prof. Poelzig, Breslau

Löwenberger Rathaus, Äußeres und Trauzimmer



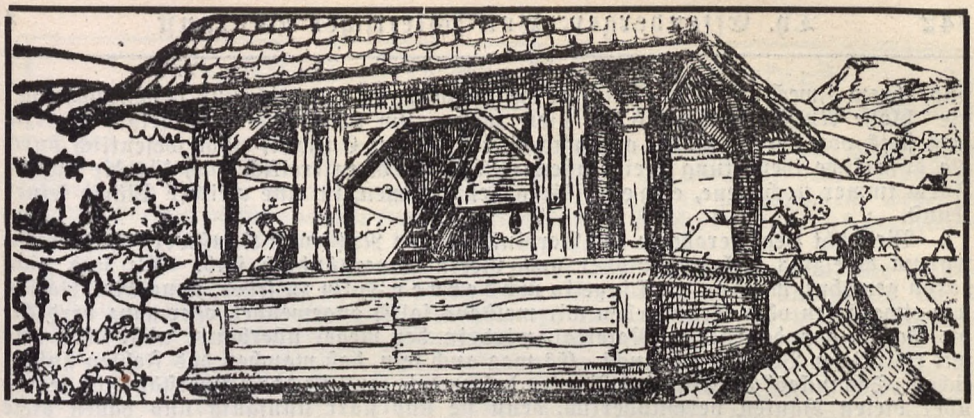
Diele im Hause Poelzig

Inneres der Kirche zu Maltsch



Ausstellungsturm in Posen

Links: Miethaus in Breslau



Schlesische Heimat-Blätter

Zeitschrift für Schlesische Kultur

Heft 13 — 1. Aprilheft 1911

Von schlesischer Baukunst*)

(Bauten Poelzigs.)

Viele, die zum besseren Verständnis der Baukunst und zur Läuterung des Geschmacks in weitere Kreise hinein wirken wollen, scheuen sich mehr, als der Sache dient, davor, auf Vorbildliches hinzuweisen, das der Gegenwart angehört. Sie nähren so das verbreitete Vorurteil, die „moderne Bewegung" altertümele und sei lebensfremd, lebensfeind. Wir dürfen uns nicht darauf beschränken, als gute Beispiele nur alte Bauwerke in Bild und Wort vorzuführen. Gewöhnlich verführt das den Laien zunächst dazu, am alten Bauwerk nur die Patina des Alters, das Malerische ins Auge zu fassen, nicht das Geschaffene, sondern das Gewordene, und gerade das Wesentliche, worin die Schönheit und der Wert des Baues gründet, zu übersehen. Ueberdies können alte Bauten für unser eigenes Bauschaffen nur bedingt als Vorbilder gelten, denn das veränderte Wesen der neuen Zeit verlangt auch einen anderen äußeren Ausdruck. Ja, je höher unsere eigene Kultur ist, um so weniger wird uns für unser Neuschaffen das alte Beispiel genügen. Die Gefahr, daß dem Laien trotz der vielen ihm gezeigten guten alten Beispiele das Verständnis für gute moderne Baukunst nicht kommt, ist da. Tatsächlich stehen weitaus die meisten Laien gerade den besten modernen Bauschöpfungen, wenn nicht gänzlich ablehnend, so doch urteilslos gegenüber. Beim Uebergewicht schlechter und mittelmäßiger neuerer Bauten kann leicht auch die Meinung entstehen, als ob unsere Zeit überhaupt unfähig zum zeitgemäßen, künstlerischen Bauschaffen wäre. Daß dem nicht so ist, beweist das freudige, frische Leben in den jüngsten Werken unserer Baukunst. Es ist ein Knospen, das eine schöne Blüte erhoffen läßt.

Von dem, was wir in Schlesien an guten Werken moderner Baukunst besitzen, führen wir heute eine Anzahl Bauten von Professor Poelzig, dem Direktor der Königlichen Kunstschule in Breslau, im Bilde vor. Poelzig ist wohl die stärkste Persönlichkeit unter den heute in Schlesien schaffenden Architekten. Was uns an seinen Bauten zuerst auffällt, ist die ruhige Sicherheit der Gestaltung, die jedes Werk als ein fertiges klar erscheinen läßt, und daß seine Werke eine glückliche Verbindung strenger moderner Sachlichkeit mit künstlerischer Phantasiebetätigung darstellen; sie

*) Prof. Poelzig hat uns auf unsere Bitte hin in liebenswürdiger Weise gestattet, die zu diesem Aufsatz gehörenden Bilder zu reproduzieren, uns auch einige der Aufnahmen aus seinem Besitz freundlich zur Verfügung gestellt.

sind, ihrem Zweck und dem Material entsprechend, rein sachlich und haben doch über die bloße Nutzform hinaus so viel mehr, um Kunstwerke zu sein. Poelzig geht stets von der Nutzform aus und läßt sich beim Entwurf nicht wesentlich durch die äußerliche Gestaltung beeinflussen. Daß ihm dann freilich auch für die äußere Form immer noch neue, eigene Gedanken kommen, ist eine weitere Stärke seiner Kunst.

Vielleicht liegt gerade in der Verbindung von Nutz- und Kunstwerk die Ursache, warum Poelzigs Arbeiten bisher noch vielen unverständlich sind. Wir sind nicht daran gewöhnt, moderne Dinge in moderner Form zu sehen, neue Materialien wie etwa Eisen oder Beton sehen wir meistens falsch angewendet, oder ganz verdeckt; die Farbe, das dankbarste Material, wird in der Regel überhaupt nicht oder nur mit kleinlicher Vorsicht gebraucht. Es mag auch sein, daß manchen das Fehlen äußerlichen „Schmuckes" an Poelzigs Bauten befremdet; sonst ist das Unverständnis gegenüber diesen Bauten verwunderlich, denn sie sind stark sinnfällig und haben diese Eigenschaft mit den guten alten Baubeispielen gemeinsam. Sie sind, obwohl im Wesen durchaus modern, keineswegs gewollt modern, vom „Geist des Alten", der in so vielen Köpfen spukt und manches Unheil „in allen Stilarten" angerichtet hat, ist der bessere Teil auf diese Bauten übergegangen.

Unsere Bilder geben einen guten Ueberblick über Poelzigs Schaffen; daß den Bildern die Farbe fehlt, ist hier wieder besonders bedauerlich, denn dieser ist eine wichtige Rolle angewiesen. Die Kirche in Maltsch ist ein gutes Beispiel dafür, wie auch eine Dorfkirche sehr wohl eine moderne Dorfkirche sein kann und nicht unbedingt im verwaschenen „modern-romanischen" Stadtkirchenspiel erbaut sein muß. Sie paßt ganz ausgezeichnet in die Landschaft hinein und mutet uns in ihrer selbstverständlichen Einfachheit wie jede gute alte schlesische Dorfkirche an. Im Aeußeren wie im Inneren ist nichts, was auffällig, gewollt erschiene. Wir möchten glauben, diese Kirche schon irgendwo gesehen zu haben, so vertraut ist sie uns, und doch sind weder die Bänke gotisch noch ist die Orgel barock; wir merken unsere Zeit in dem Bauwerk. Das ist eine der wertvollsten Eigenschaften Poelzigs, daß er, ohne Eklektiker zu sein, auch nicht versucht, bewußt „modernen Stil" zu schaffen. Der gleiche Geist tritt uns in dem Landhaus Zwirner in Löwenberg entgegen. Auch hier ist nichts, was uns fremd ist, — die Terrasse, der Erker, der Giebel mit dem hohen Dach: Dinge, die wir von überall her kennen. Doch wie ist das hier zu glücklicher Wirkung vereinigt! Die Terrasse, die wuchtig aus dem Boden kommt, mit wenigen großen Gliederungen und Fenstern, welche die notwendige Schwere des Unterbaues nicht aufheben; das Haus selbst ist nichts weiter als ein viereckiger fast quadratischer Kasten mit einem hohen Satteldach, an dessen breiten Giebeln kräftige Erkervorbauten sitzen. Wie fein wird der Giebel durch die senkrechte Erkergliederung geteilt, ohne von seiner behaglichen Breite einzubüßen, und wie prächtig zieht das schützende Dach sich über den Erker hinweg. Das Haus ist als Familienalumnat für Knaben erbaut worden; neben einigen Wohnzimmern brauchte es daher besonders viele Schlafräume, und für diese wurde in geschickter Weise das hohe Dach vollständig ausgenutzt. Die schöne Umrißlinie des Hauses gibt unser Bild recht gut wieder, nicht aber den sonnigen, farbigen Eindruck, den das Haus auf den Beschauer macht. Die Terrasse ist in grauem Ton rauh verputzt, die von der photographischen Platte schwarz wiedergegebenen Wandflächen haben eine kräftige Ockerfärbung, die mit den weißen Fensterumrahmungen und Streifen, dem weißen Fensterholz, den grünen, starken Holzpfosten der Erker und dem roten Ziegeldach ein farbenfrohes Bild geben.

Bei dem Rathaus in Löwenberg handelt es sich um ein altes Gebäude, dessen moderne Anbauten sich innig mit ihm verbinden, ohne die gotischen und renaissanceistischen Bauformen des alten Hauses nachzuahmen. Die von der sonst meist üblichen Art der „Restaurierung" alter Bauwerke abweichende, hier angewandte Methode, nämlich auch an alten Stilbauten neue Zutaten als neue auch äußerlich zu zeigen, war in früheren Jahrhunderten selbstverständlich, und ihr verdanken wir guten Teils den großen Reiz, den viele unserer historischen Bauten heute haben. Das Trauzimmer ist eine völlig moderne Schöpfung, an der Lehrer und Schüler der königlichen Kunstschule beteiligt waren.

Wir hoben schon hervor, daß die Werke Poelzigs den starken Eindruck des Fertigen, des Abgerundeten machen. Die sparsame Verwendung von Schmuckformen läßt uns nicht da zu viel und dort zu wenig finden. Besonders an den Innenräumen können wir das beobachten. Sowohl die Diele des Hauses Poelzig, als

auch das Innere der Maltscher Kirche wirken durch die Einfachheit der Mittel großzügig. Hier wie dort herrscht das einfache gestrichene Holzwerk, zu dem die dunklen Möbelstoffe und die stark farbigen Linienverzierungen in angenehmem Gegensatz stehen. Poelzig bleibt auch bei seinen Innenräumen Architekt, der es verschmäht, mit billigen Dekorationsstücken Effekte zu erzielen.

Eine der besten Leistungen ist eine Reihe von Miethäusern auf der Hohenzollernstraße in Breslau. Mir will scheinen, als fehle an ihnen nur wenig, um sie schlechtweg als den Miethaustyp bezeichnen zu können. Was der Bauunternehmer nicht machte, das macht hier der Kunstschulprofessor, er baut seine Reihenmiethäuser als einfache Kasten. Freilich setzt er diesen ein Dach auf, schneidet viereckig die Fenster hinein wie er sie braucht und hängt da und dort einen Balkon vor. Blendbögen, einfache Putzstreifen, kräftiges Zurückrücken einzelner Häuser und die Farben sorgen, daß die Häuserreihe nicht langweilig wird. Wollen wir zu einer Besserung unserer Miethausstraßen kommen, so ist dies ein guter Weg dazu. Notwendig ist dabei allerdings vor allem der Verzicht auf die starke Persönlichkeitsbetonung, die ein arger Uebelstand im Bauwesen der Großstädte ist. Wir wollen auf die wichtige Frage des Miethausbaues gelegentlich zurückkommen und hoffen bei dieser Gelegenheit die Poelzigsche Häuserreihe, die zur Zeit noch nicht geschlossen ist, ausführlicher vorzuführen.

Die Aufgaben des modernen Architekten sind vielseitig, zu seinen Arbeiten zählen nicht nur der Bau von Wohnhäusern, von Kirchen und öffentlichen Gebäuden, sondern auch der von reinen Nutzbauten wie Fabriken und industriellen Anlagen. Bei Poelzigs Art dürfen wir gerade in solchen Bauten gute Leistungen von ihm erhoffen, und es sind in der Tat Bauwerke im Entstehen, die große Erwartungen erfüllen dürften. Besonders der Ausstellungsturm oberschlesischer Industrieller auf der diesjährigen Posener Ausstellung verspricht eine ungewöhnliche künstlerische Leistung zu werden. Poelzig hat auch hier wieder eine moderne Aufgabe mit sachlicher Klarheit gelöst. Der Turm ist ein Eisenbau, dessen genietete Stützen und Träger sichtbar bleiben und nur mit Ziegeln ausgesetzt werden, soweit Räume zu umschließen sind. Die Durchaus neue Form und das Material muten uns auch hier keineswegs „auffällig" an, sondern das Ganze erscheint besonders im Aeußeren geradezu selbstverständlich. Der Turm verwächst so mit dem Boden, auf dem er steht, daß er uns nicht als Fremdkörper erscheint. In seinem Innern werden die interessanten Gliederungen der Konstruktionsteile durch kräftige Anstriche zusammengehalten; Partien wie besonders die Treppe und der Kuppelraum geben dem Architekten Gelegenheit zu reizvoller Gestaltung, sonst sind ihm die richtig verwendeten Konstruktionsglieder Schmuck genug. Der Turm, der später in den Besitz der Stadt Posen übergeht, soll in seinen unteren Teilen als Markthalle benutzt werden, und sein Kuppelraum ist zur Aufnahme eines Wasserbehälters bestimmt. Während der Posener Ausstellung dient er als Ausstellungshalle einer Gruppe bedeutender oberschlesischer Industriewerke und ist für diesen Zweck, für den er wohl hauptsächlich gebaut ist, besonders glücklich. Der Kuppelraum wird während der Ausstellungszeit als Restaurationsraum benützt und wird wohl als solcher wegen seiner ungewohnten Lage besonders bevorzugt sein.

Zum Schluß zeigen wir noch zwei Bilder von Entwürfen, zu einem Schloßumbau und zu einer Brücke. Das jetzige Schloß ist ein unschönes Bauwerk, das wir in dem Entwurf kaum erkennen würden, und doch ist am Kern des Baues nur wenig geändert. Die Anbauten sind Zutaten des Architekten, der auch hier wieder Massen und Formen sicher und klar verteilte. Die Brücke, die über den Parkteich einer Großstadt führt, ist als Betonbau gedacht und paßt sich in ihren Formen diesem Material recht glücklich an; die weichen Linien der Bogen und Pfeiler sind im Gegensatz zu den Steinformen grade im Betonbau typisch.

Wie in anderen Dingen, so steht es auch in der Baukunst: wer in bewährten, guten Bahnen seine Wege geht, den werden wir achten, lieben aber werden wir den, der uns zeigt, daß unsere Zeit jung ist, und der eigene Wege sieghaft zum Ziele geht. Poelzigs Kunst ist lebensfrisch, ist sonnig, in ihr wohnt ein guter Teil Optimismus, den wir in engherzigen, materiellen Zeiten so bitter nötig brauchen; in ihr wohnt die Kraft, sich über kleinliche Bedenken hinwegzusetzen, und deshalb gehört ihr die Zukunft. Wir möchten wünschen, daß ihr Einfluß auf die schlesische Bauweise befruchtend wirke, denn sie ist im besten Sinne auch modern bodenständig.

Effenberger.

Die neue Hussitenkapelle in Nieder-Alt-Wilmsdorf

Von Professor R. Becker in Breslau

1.

Wenn sich auf der Eisenbahnstrecke Glatz—Kudowa der Zug von der Haltestelle Nieder-Alt-Wilmsdorf aus in Bewegung setzt, erblickt der Reisende zur Linken ein kleines schmuckes Bauwerk. Unmittelbar an der Weistritz steht es in dem Gelände, in welchem am dritten Weihnachtsfeiertage des Jahres 1428 ein unter Führung des Herzogs Johann von Münsterberg anrückendes schlesisches Heer von den hier lagernden Hussiten bei anbrechender Dunkelheit jäh in die Flucht geschlagen wurde.*) Im Feuerschein der angezündeten Dörfer wurden die Fliehenden von den Hussiten auf den beschneiten Feldern „wie die Hühnlein aufgelesen." Herzog Johann aber wurde, als er über einen Graben setzen wollte, und die Schwere seiner Rüstung beim Erklimmen des jenseitigen Ufers Roß und Reiter in das Wasser niederzog, von den Verfolgern erschlagen.

Das Denkmal, welches zum Gedächtnis an das traurige Ereignis errichtet wurde, war eine kleine Kapelle, im Volksmunde und in der einschlägigen Literatur „Hussitenkapelle genannt. Sie fiel nach 1890 dem Bau der Eisenbahnstrecke Glatz—Reinerz zum Opfer. Nach örtlicher Mitteilung wurden die Steine der abgebrochenen Kapelle beim Bahnbau verwendet. Die letzten Reste versandeten völlig, als das große Hochwasser 1903 eintrat. So ging alles, selbst der Inschriftenstein verloren, auf welchem folgendes Chronogramm stand:

Ioannes prInCeps MonsterbergensIs
pro patrIa Contra hVssItas
fortIter pVgnans oCCIsVs fVIt.

Eine lange Reihe von Jahren entbehrte die Stelle, an welcher der letzte Sproß des einst durch den tapferen Volko I von Schweidnitz und Jauer begründeten Geschlechts ein trauriges Ende gefunden hatte, jedes Denkzeichens. Die Glatzer Literatur, z. B. Fr. Ludwig, die Grafschaft Glatz in Wort und Bild. Glatz 1896/97 S. 221 verzeichnete und bedauerte den Verlust und erhielt so wenigstens die Erinnerung daran wach.

In den Veröffentlichungen der Provinzialkommission zur Erhaltung und Erforschung der Kunstdenkmäler der Provinz Schlesien VI 1905/06 S. 36 wurde auf Verhandlungen mit der Königlichen Eisenbahn-Direktion wegen Aufrichtung eines einfachen Steines zur Erinnerung an den geschichtlichen Vorgang hingewiesen. Ein Ergebnis wurde nicht erzielt.

Dagegen wurde in aller Stille von anderer Seite für den Ersatz des vernichteten historischen Denkmals gesorgt. Die anderwärts selbstverständliche Geldsammlung, der sonst übliche Aufruf zur Spendung von Beiträgen war nicht nötig. Eines einzigen hochgesinnten Mannes Entschluß und seine Bereitwilligkeit alle Kosten allein zu tragen, ließ in den Jahren 1907—1909 ganz nahe dem Standort des verschwundenen Bauwerkes eine von Grund aus neue Hussitenkapelle entstehen, zu welcher Architekt L. Schneider in Breslau den Entwurf lieferte.

Da der Bauherr mit den Mitteln nicht kargte, konnte für den Bau und seine Ausstattung durchweg das beste Material verwendet werden.

Der vierseitige ganz aus Sandstein in Barockformen ausgeführte Bau ist mit einem Kupferdach bedeckt, über dessen Mitte auf stark vergoldeter Kugel ein Kreuz sich erhebt. Die Breite der Front beträgt nach meiner ungefähren Messung etwa 4,75 Meter, die Länge der Seiten etwa 4,50 Meter, während der quadratische Innenraum eine Tiefe und Breite von je 3,25 Meter hat. An jeder der beiden Außenseiten ist eine Steinbank angelegt, deren wuchtige Seitenlehnen gewissermaßen herauswachsen aus den vorkragenden untersten Quadern der beiden Pilaster, wodurch eine bequeme Sitzgelegenheit geschaffen ist und zugleich der Sockel des Baues eine kräftige Betonung erhält.

Dem etwa 1,40 Meter breiten durch eine schmiedeeiserne Tür geschlossenen Eingang gegenüber liegt ein großes Fenster. An den Seiten sind zwei kleinere Fenster

*) Vgl. Geschichtsquellen der Grafschaft Glatz, herausgegeben von Volkmer und Hohaus 2. Bd. Habelschwerdt 1888 S. 145—46. —

angebracht. Die Fenster sind durch starke geschmiedete Gitter geschützt. Die Schmiedearbeiten sind von Füger in Breslau ausgeführt, die Sandsteinarbeiten von Bartsch in Glatz.

Wie das weithin sichtbare Kreuz auf dem Dach den religiösen Charakter des neuen Bauwerks andeutet, so weist die Front nachdrücklich auf seine geschichtliche Bedeutung hin. Der Frontgiebel über dem mit einem geflügelten Engelköpfchen bekrönten Portal ist gefüllt mit einem großen heraldischen Adler in starkem Relief, der in seinen Fängen die Wappen von Schlesien und von Münsterberg hält. Darunter ist die oben mitgeteilte literarisch festgelegte, chronographische Inschrift angebracht.

Das neue Bauwerk erinnert im allgemeinen, zumal in der Konstruktion des Daches an ältere Glatzer Kapellen, z. B. an die Johanneskapelle bei Lewin. Nur unterscheidet es sich von diesen Ziegelbauten mit Schindeldach von Grund aus durch die zur Verwendung gelangten gediegenen Materialien, durch die es wasserfest und feuersicher gemacht ist. Und dann soll und will das Bauwerk schon auf den ersten Blick nicht bloß als eine Kapelle, sondern auch als eine geschichtliche Gedächtnishalle erscheinen.

Dieser Doppelcharakter ist auch in der inneren Ausstattung deutliche zu erkennen.

Die Fenster an der rechten und linken Seite zeigen in Glasmalerei das Monogramm Christi. Das rechte Fenster ist signiert: M. Nierle Breslau 1907. Die dem Eingang gegenüberliegende Wand ist mit einem altarähnlichen Aufbau ausgestattet. Der Unterbau (Altartisch), an ihm das Monogramm A. M., ist aus rotem Sandstein hergestellt, ebenso die auf ihm rechts und links stehenden Säulen. Im übrigen ist reichlich farbige Majolika zur Anwendung gelangt. In den Aufbau ist das mit Glasmalerei geschmückte Fenster, ausgeführt von Lersch in Düsseldorf, gewissermaßen als Altarbild einbezogen. Es zeigt Christus am Kreuz umschwebt von geflügelten Engelköpfchen, im Hintergrund Jerusalem. Das Glasgemälde ist von einer Majolika-Umrahmung eingefaßt: seitlich Rosenranken, oben Herzogskrone zwischen zwei Engeln mit Tuba und Palme. Den oberen Abschluß flankieren Vasen mit Flammen.

Die Eckpfeiler und Bögen des Innenraumes sind mit bunter, der Sockel mit weißer Majolika ausgestattet: Alles von Wagner in Hasengarten bei Glatz ausgeführt.

In die Mitte der flachgewölbten Decke ist ein auf Kupfer gemaltes kreisrundes Bild eingefügt: In das unter den Hufen des braunen Rosses mit gelber wappengeschmückter Decke zusammenbrechende Eis sinkt ein gepanzerter Ritter mit rotem Helmbusch, rotem Wappenrock und Mantel ein, der unglückliche Herzog Johann. Von seinen drei Kampfgenossen im Vordergrund ist einer verwundet, zwei sind im Begriff zu fliehen. Aus dem Hintergrund stürmen die Hussiten heran, deren erster dem das Schwert in der Hand haltenden, rückwärts zurücksinkenden Herzog die Lanze in den Hals stößt, während ein zweiter auf den Herzog losschlägt. Hinter den heranstürmenden Hussiten sind einige Häuser in der weiten Schneelandschaft sichtbar, welche durch die Berge begrenzt wird. Unter dem Bilde, dessen Schöpfer der Maler von Woerndle in Glatz ist, steht das Datum des geschilderten Vorganges*)

Die vier Zwickelfelder um das Deckengemälde füllen vier vom Maler Richter in Glatz ausgeführte Wappenbilder.

Es gehört nicht hierher, eine eingehende Kritik an dem Bauwerk, seiner äußeren Erscheinung und seiner inneren Ausstattung zu üben.**) Man vergesse zu gerechter Würdigung des Geleisteten nicht, daß zwischen dem ersten Gedanken und der letzten

*) Der Gegenstand ist schon früher einmal im Bilde dargestellt worden. Die Vierteljahrsschrift für Geschichte und Heimatskunde der Grafschaft Glatz Bd. IX 1889/90 S. 350 bringt zum Monat April 1889 folgende Notiz: „Oberförster a. D. Hauck in Scheibe stellt ein Bild aus: Die Hussitenschlacht bei Altwilmsdorf am 27. Dezember 1428. Dabei bleibt fraglich, ob Hauck nur als der Aussteller oder auch als der Schöpfer des Bildes anzusehen ist, über welches Weiteres nicht bekannt ist. — 27. XII. 1428.

**) Vom architektonischen Standpunkt aus betrachtet, erscheint der Bau nicht glücklich. Es wäre wohl schöner gewesen, wenn er sich — als N e u b a u — von Stilnachahmung freigehalten hätte. Wir waren erst kürzlich zu einer Polemik über das Prinzipielle an dieser Frage genötigt (Heft 10). D. Schriftl.

Vollendung des Werkes ein weiter Weg liegt. Da nimmt wohl Manches, der unmittelbaren Einwirkung des Auftraggebers entrückt, eine Gestalt an, wie sie diesem ursprünglich nicht vorschwebte. Jedenfalls aber ist der geschichtlich denkwürdige Ort wieder genau und würdig gekennzeichnet.

Die dem Bahnbau zum Opfer gefallene Kapelle war übrigens gar nicht mehr das ursprüngliche Denkmal, sondern ebenfalls schon ein Ersatz für das erste zur Erinnerung an den geschichtlichen Vorgang in einer nicht mehr bestimmbaren Zeit errichtete Wahrzeichen.

Der verdiente Chronist der Grafschaft Glatz, Pfarrer Joseph Kögler***) in Rengersdorf gibt in den „Glätzischen Miszellen vom Jahre 1812" S. 184 ff. einen Bericht über den unglücklichen Kampf am 27. Dezember 1428 und sagt dann wörtlich: „Zum Andenken dieser Begebenheit wurde alsdann auf diesem Orte eine steinerne Kapelle errichtet; im Jahre 1800 ließe Thaddäus Lachnit Müller in Wilmsdorf, und Besitzer dieses Grundes dieses Denkmal von Grund aus neu, und größer erbauen und diese Nachricht darin aufhängen." Diese aufgehängte schriftliche „Nachricht", deren Wortlaut Kögler a. a. O. schon vorher mitteilte, ist die oben erwähnte Inschrift-Tafel. Aus der alten 1800 beseitigten Kapelle in den Neubau übernommen, ist also diese ursprüngliche alte Inschrifttafel erst beim Bau der Eisenbahn verloren gegangen. Vielleicht ist sie ganz zertrümmert. Aber immerhin möglich ist, daß sie mit der Kehrseite nach oben unversehrt im Bahndamm eingeschichtet liegt oder versandet am Ufer oder im Bett der Weistritz ruht und bei irgend einer Gelegenheit noch einmal wieder zu Tage gefördert wird.

Auch die Zukunft der neuen Hussitenkapelle hat deren Stifter fürsorglich gesichert. Durch seine Schenkung ist das planierte Gelände unmittelbar an der Weistritz, auf welchem die Kapelle steht, und die letztere selbst zugleich mit einem für ihre dauernde Instandhaltung bestimmten Kapital an den Kreis Glatz als Eigentum übergegangen.

Wer in kommenden Tagen, wenn die an der Kapelle gepflanzten Kletterrosen sie blühend umranken werden, auf einer ihrer Steinbänke von der rauschenden Weistritz zu kurzer Rast sich niederlassen wird, der mag die Zeiten der Vergangenheit vor seinem Geiste heraufsteigen lassen und dabei auch des Mannes gedenken, der als guter Christ und Patriot aus innigem Heimatgefühl heraus dafür Sorge trug, daß dieser Fleck Erde so schmuck und schön gestaltet wurde. Ohne Geräusch und Aufsehen wie etwas ganz Selbstverständliches vollbracht, reiht sich diese Tat würdig an recht viel Anderes in einem arbeitsreichen Leben Geleistetes an, wofür das Glatzer Land Dank schuldet, diesem in Wahrheit patri optimo qui saluti publicae suorumque vixit.

II.

Der geschilderte Vorgang in Nieder-Alt-Wilmsdorf hat eine wichtige grundsätzliche Bedeutung, die nicht nachdrücklich genug betont werden kann.

Keine Zeit, kein Geschlecht hat das Recht, gleichgültig verfallen zu lassen oder rücksichtslos zu beseitigen, was von den Altvordern mit Liebe ersonnen und Jahrhunderte lang erhalten worden ist. Und war ein Verlust an der Väter Werken nicht rechtzeitig zu verhüten, so erwächst die Pflicht, baldmöglichst an Ersatz zu denken.

Die beim Bahnbau verschwundene Kapelle hat kaum einen besonderen Kunstwert gehabt. Es handelte sich um den Ersatz für ein Denkmal von wesentlich geschichtlicher Bedeutung.

Gut war es, daß man dabei nicht auf den in unserer Zeit zu übermächtiger Herrschaft gelangten Gedanken verfiel, ein Figuren-Denkmal des unglücklichen Herzogs Johann zu errichten. Das wäre, wenn auch ganz modern, doch innerlich und äußerlich verfehlt gewesen. Man hütete sich ein nicht heimatberechtigtes Werk in die Landschaft zu setzen; man hielt fest an einer Schöpfung der Kleinarchitektur.

Gerade die Grafschaft Glatz hat in ihren Kapellen, Bildstöcken, Steinkreuzen, Marien- und Heiligensäulen, einen überaus reichen und bedeutsamen Kulturbesitz. Nicht am wenigsten durch diese Kleinarchitekturen, in denen meist nicht hohe Geldwerte, aber desto größere Gefühlswerte stecken, hat das Glatzer Land im Laufe der Jahrhunderte seine eigenartige Physiognomie gewonnen. Alle diese traulichen Baulichkeiten, deren Zahl von Geschlecht zu Geschlecht wuchs, mögen sie noch so schlichte

***) Vgl. auch Kögler, Chroniken der Grafschaft Glatz I. Bd. S. 42. —

Aeußerungen des künstlerischen Vermögens und handwerklicher Tüchtigkeit sein, verleihen den Bildern von Dorf und Stadt und Landschaft einen besonderen Reiz.

Leider liegt im Zuge der Neuzeit eine gewisse Gleichgültigkeit gegen diesen intimen Kulturbesitz. Dem Wegebau ist manches Heiligenhäuschen und Kreuz aus Holz und Stein ohne Not zum Opfer gefallen oder geringschätzig beiseite gerückt worden. Ungepflegt verfallen und verschwinden schließlich abseits von der Hauptstraße stehende schlichte Wahrzeichen frommen Gedenkens, auf denen der Stimmungsgehalt und die Eigenart des Landschaftsbildes ganz wesentlich beruht. Hier und da will es fast scheinen, als ob diese alten volkstümlichen Schöpfungen, die dem schlichten, frommen Sinn der Altvordern lieb, wert und unentbehrlich waren, jetzt von den Dorfbewohnern für veraltet und für überflüssig gehalten würden. Man erachtet es für richtig und zeitgemäß, großstädtischen Aufputz in die kleinen Orte und Dörfer einzuführen. Das sind unerfreuliche Regungen eines landfremden Modernismus, der keinen Hauch in sich hat des Geistes, von dem die Bestrebungen der Denkmalpflege und des Heimatschutzes, der Volkskunst und der Volkskunde durchdrungen und getragen werden.

Rührig bemüht sich die Gegenwart um die Hebung des Verkehrs in der Grafschaft, und sie hat bereits mancher Gegend des Glatzer Landes eine überraschend schnelle Entwickelung gebracht. Gerade an diesen Stellen muß zuerst der Ruf laut werden: Schonung des Alten! Achtung vor dem inneren geschichtlichen, ethischen, ästhetischen Werte des Ueberkommenen! Aufmerksamkeit für jeden einzelnen Verlustfall! Auch das allmähliche Abbröckeln des alten Bestandes führt langsam zwar, aber sicher zum gänzlichen Verlust.

Um ihr eigenstes seit Urväter Zeiten von starker Heimatliebe durchdrungenes Wesen zu wahren muß die Grafschaft scharf wachen über dem in ihren Kleinarchitekturen überkommenen intimen Besitz, muß deren Gefühlswert hoch halten und pflegen und muß sorgsam verhüten, daß dem Lande altehrwürdige Kulturwerte und unersetzliche, dem Heimatboden entsprossene Schönheitswerte verloren gehen.

Moderne Theaterliteratur

Von Dr. W. F. Schubert

Umbrandet von Stürmen und wogenden Fluten steht wie ein Leuchtfeuer, wie ein winkendes Licht im wildbewegten Meere der zeitgenössischen Literatur die moderne Bühne, das Theater. Von der gewaltigen Menge bedruckten Papiers, die zum Schriftleben der Gegenwart alljährlich des Deutsche Reich beisteuert, entfällt ein hoher Prozentsatz, ein reichliches Drittel, auf die Theaterliteratur, und zwar zu annähernd gleichen Teilen auf den Zweig dieses literarischen Schaffens, welcher der Bühne zur Wiedergeburt, zur Umschaffung in neues Leben bedarf, und auf die Erträgnisse theoretischer und praktisch-technischer Reformarbeit, historisch berichtenden Chronistenfleißes und sozial wirkenden Aufklärerdranges. Und gerade aus dieser sekundären Zone, aus diesen Nebengebieten der dramatischen Urproduktion kommen die Stürme und stammen die wogenden Fluten, die sich um das Leuchtfeuer der Bühne in hallendem Tosen vereinigen. Aus dem unruhevollen Meere Schöpfproben zu entnehmen und ihr Wesentliches zur Einführung und Anregung des Lesers kurz zu vermerken, ist der Zweck dieser Zeilen. Von einer ins einzelne, kleinste steigenden Analyse muß dabei um so mehr abgesehen werden, als es sich hier nicht um ein leicht abteilbares Versuchsfeld handelt, sondern um ein ständig bewegtes, in seiner Zusammensetzung ewig verändertes Meer.

Seit Aristoteles sind die Probleme der Dramaturgie Gegenstand vieler und gründlicher Untersuchungen gewesen. Noch nie aber sind diesem Boden so zahlreiche und wertvolle Früchte zugleich entsprossen, wie in unseren Tagen. Nur in memoriam sei der „Technik des Dramas“ unseres Gustav Freytag gedacht, die nunmehr in 11. Auflage vorliegt und noch immer zu dem besten gehört, was die theoretische Dramaturgie hervorgebracht hat. Neueren Datums ist Bulthaupts umfangreiche „Dramaturgie des Schauspiels“, deren letzte 1909 erschienene 12. Auflage der Verfasser selbst noch bearbeitet hat. Die neueste große und umfassende Durcharbeitung des gesamten Stoffes ist „Das Drama“ von Herm. Schlag, ein überaus verdienstvolles, mit ruhiger Sachlichkeit auf dem Grunde eines breiten historischen Fundamentes aufgebautes

Werk. Eine wertvolle Ergänzung und zugleich eine Weiterführung der in diesem Buche niedergelegten Ideen bietet die Schrift eines alten Praktikers, des frühern Oberregisseurs der Münchener Shakespearebühne, Jocza Savits, „Von der Absicht des Dramas" (2. Auflage München 1910). Der Reichtum an dramaturgischen Betrachtungen und Vorschlägen über die Reform der Szene, dazu die temperamentvolle Schreibweise machen das Lesen dieser Arbeit zur einer genußreichen Beschäftigung, bei der überdies infolge einer streckenweise geradezu seitenfüllenden Zitatenhäufung manches für die Befestigung des im Gedächtnis eingestaubten Spruch- und Splitterschatzes abfällt. Im wesentlichen praktisch-technische Ziele verfolgt Savits in seiner knappen, an dieser Stelle (vgl. Jg. 3, S. 484 f) schon ausführlich besprochenen Skizze „Das Naturtheater". Mit dieser warm und überzeugend geschriebenen Studie hat die kleine Spezialliteratur, die sich allmählich um das Problem der Freilichtbühne gebildet hat, einen beachtenswerten Zuwachs erhalten.

Daß der größte Teil dieser Beiträge zur Reform unserer Bühnenkunst als Broschüre den Weg ins Publikum sucht, macht die Vereinigung des verwandten und die Zusammenbringung des gegensätzlichen nicht leicht, erschwert die Uebersicht und führt zu schnellem Verflattern mancher guten Idee. Nur dies zum praktischen Teil: da gibt Waldemar Müller-Eberhart ein schmales Heftchen heraus „Bühnen-Not" (Berlin 1910). Es ist manch Beachtung heischender Gedanke zur Entwickelung der dramatischen Schreibform und damit des Dramas selbst darin. Oder: Alfred Walter-Horst läßt eine Broschüre „Das Bühnenkunstwerk" erscheinen (Berlin 1911). Das ist eine sehr geeignete Schrift, um weiteren Kreisen Einblicke in die Werkstatt des Dramaturgen und des Regisseurs zu ermöglichen usw. Aber wer kennt diese Sachen, wer erinnert sich ihrer, wenn er sie vielleicht ein paar Tage irgendwo im Schaufenster stehen sah. Sie nach einiger Frist zu erhalten, hält schwer, wenn man den Namen des Verfassers vergessen hat. Der Buchhändler entsinnt sich ihrer nicht, ihre oft etwas sonderlichen Titel machen das Auffinden selbst in einer Spezialbibliographie nicht leicht.

Wo freilich nicht treu und sorgsam der Pflug geführt wurde, sondern hastiges Wühlen und planloses Graben die Schollen zur Seite warf, mußten Unkraut und Mißwachs emporkommen. Wenn solche Produkte rasch der Vergessenheit anheimfallen, ist es für Büchermarkt und Leserpublikum nur ein Gewinn. Die chronische Unklarheit in manchen Köpfen, das Unvertrautsein mit den einfachsten Begriffen und den Ausdrucksmöglichkeiten der Bühnenkunst, dazu der Drang, mit amerikanischem Wagemut im 100 Kilometertempo das Rennen zu bestreiten, haben hier manch krauses Opus zustandegebracht, von dem unseligen Hang einiger Zeitgenossen (im möchte nicht indiskret werden), sich auf den verschiedensten und von einander entferntesten Gebieten zu betätigen, ganz zu schweigen.

Ein Mittelglied zwischen diesen dem Bühnenkunstwerk im weitesten Sinne gewidmeten Arbeiten und der noch zu charakterisierenden theatergeschichtlichen und persönlichen Memoirenliteratur bilden die Sammlungen von Theaterkritiken, die das Fazit aus Kunstschöpfung und Darstellerleistung, aus dem gesamten Lebensinhalt des Dramas ziehen und in der modernen Theaterliteratur immer häufiger auftauchen. Dafern sie nicht lediglich kümmerliche Erzeugnisse journalistischer Hetzarbeit und Phrasendrescherei sind, sondern auf gründlicher Kenntnis und reifem Urteil aus langjährigem Miterleben erstandene Berichte wird man ihnen eine gewisse Berechtigung und vor allem einen chronistischen Wert nicht absprechen können. Dies Zugeständnis verdienen uneingeschränkt die beiden Werke von Adolf Stern (Zwölf Jahre Dresdener Schauspielkritik) und Fedor Mamroth (Aus der Frankfurter Theaterchronik). Wer die Kritiken Max Kochs in der „Schlesischen Zeitung" kennt, wird bedauern, daß die Summe dieses reichen Wissens und dieser vielfältigen Beziehungen zur Breslauer Schauspielkunst noch nicht, in Buchform gebracht, weiteren Kreisen ein Stück Breslauer Literaturgeschichte aus dem vollen und unmittelbaren erschließt.

Auf dem Gebiete der theatergeschichtlichen Memoirenliteratur dagegen, das in den letzten Monaten eine sehr ertragreiche Ernte lieferte, ist Breslau jetzt auch für die Zeit von 1841—1900 vertreten durch die Sittenfeldsche „Geschichte des Breslauer Theaters" Breslau 1909, die sich an die erste bis 1841 fortgeführte Bearbeitung dieser Materie durch Max Schlesinger anschließt. Sie stellt freilich nur eine mit rührendem Eifer zusammengetragene Anhäufung großer, kleiner und kleinster Geschehnisse dar, die sich neben Schriften wie Paul Legbands Geschichte des Deutschen Theaters in

Berlin oder der Monographie über das Freiburger Theater von Wilhelm Schlang und Otto Ritter von Maurer (1910) recht kläglich ausnimmt. Die Menge der in kurzem Nacheinander und ohne den rechtfertigenden Grund eines besonderen Anlasses erschienenen Werke ähnlicher Art mutet fast wie eine Modeströmung an. Daß bei der Einweihung eines neuen Musentempels eine Festschrift und ein Rückblick über die bisherige Entwickelung eine erfreuliche und würdige Gabe ist, wird niemand bestreiten, namentlich wenn ein geschmackvolles Feierkleid den Weihegedanken auch nach außen hin angemessen zur Erscheinung bringt. In dieser Richtung kann die „Geschichte der Herzoglichen Hoftheater zu Koburg und Gotha" von Dr. Herbert Hirschfeld (Berlin 1910) als Vorbild dienen. Verdienstlich durch die achtsame Zuleitung reichen Quellenmaterials wie durch ihren Zweck, den Zusammenschluß und die nationale Stärkung des Deutschbaltentums zu fördern, ist die „Revaler Theater-Chronik" (1910, zu beziehen durch F. E. Haag in Melle, Hannover) der Baronesse Elisabeth Rosen, die in uneigennütziger Weise die Kosten für die Drucklegung aufbrachte. In der allgemeinen Theatergeschichte nimmt Reval eine bevorzugte Stellung ein, sind doch die Namen Kotzebue, Sophie Schröder und Mara aufs engste mit seiner Bühne verbunden. Dreimal, zuletzt 1905, wurde das Theater durch Feuer zerstört, der Eröffnung des neuen Schauspielhauses (September 1910) gilt diese Festschrift. Von besonderem Interesse für unsere Heimatprovinz ist die soeben erschienene Denkschrift von Joseph Aug. Lux „Das Stadttheater in Posen" (München, L. Werner), die von zahlreichen ganzseitigen Abbildungen und Plänen begleitet ist und nach einer allgemein gehaltenen Einführung über die Reform des Theaterbaues eine kurze Schilderung der Außenerscheinung und der inneren Ausschmückung dieser neuen Kunststätte bringt.

Neben der neuerlich so produktiven theatergeschichtlichen Memoirenliteratur stehen die „Erinnerungen" und „Memoiren" rein persönlicher Färbung, die Autobiographien und Biographien, an denen zwar zu keiner Zeit ein Mangel war, die aber wohl selten in solcher Zahl zu einer vielgliederigen Kette sich vereinigt haben, wie beim Ableben des großen Mimen Joseph Kainz. Das Schillerwort von der undankbaren Nachwelt will sich hier nicht bewahrheiten. Als ein durch seinen Ernst und seine Gediegenheit die Vielheit des gleichstrebenden überragendes Werk tut sich die Arbeit Alfred von Bergers hervor, die unter dem stolzen Titel „Meine Hamburgische Dramaturgie" (Wien 1910) eine Reihe zumteil vorher in der „Oesterreichischen Rundschau" veröffentlichten Artikel zusammenfaßt. In der geistvollen Prägearbeit des Verfassers breitet sie einen Schatz wertvoller Gedanken und Erinnerungen über alte und neue Schauspielkunst, erlebtes und erhofftes vor dem Leser aus und rechtfertigt die Titelwahl in ebenso bescheidener wie überzeugender Weise.

Unter allen Gebieten der modernen Theaterliteratur das bewegteste und sturmreichste ist das der sozialen Lage des Schauspielerstandes. Eine Reihe von Theaterskandalen, die Trennung der Bühnengenossenschaft vom Bühnenverein und endlich das soziale Erstarken des ganzen Standes gaben den äußeren Anlaß für die Entstehung einer Flutwelle in der Bühnenliteratur, die sich mit wilder Wut in ungeahnter Schnelligkeit ins Land ergoß, in den Spalten der Tagesblätter, in gewaltigen Protestversammlungen einen brausenden Wiederhall erzeugte und die breiteste Oeffentlichkeit mit Staunen und Verwunderung über die Rückständigkeit und Sinnwidrigkeit mancher Einrichtungen im heutigen Theaterbetrieb erfüllte. Unter der Menge so entstandener, meist für den Augenblick geschaffener Druckschriften haben nur wenige eine Stellung sich zu erringen vermocht, die ihnen einen bleibenden Wert gibt. An ihrer Spitze steht Gustav Rickelts mit umfangreichem Tatsachenmaterial gewappnetes Buch, „Schauspieler und Direktoren" (Berlin 1910). Auch die Kampfschrift Karl Thumsers „Vom Dasein des Schauspielers" (Wien 1911) hält sich in einigem Abstand von der schnellfertigen Tagesmeinung. Die Ausgeburten müßigen und eitlen Gezänks, wie sie gerade im Schauspielerstande nicht selten sind, mit ihren schmutzigen Anwürfen und ihrem bombastischen Maulheldentum, verdienen nicht unter die Lupe der Kritik genommen zu werden, obzwar sie manchmal ergötzlich zu lesen sind und einen stets so überzeugend an des sterbenden Attinghausen tiefdringendes Mahnwort erinnern: „Seid einig — einig — einig!" —

Um auf dem weiten Meere der modernen Theaterliteratur den rechten Weg zu finden, dazu gehört ein kleines Instrumentarium, das, wie Kompaß, Sextant und Karte auf der Kommandobrücke des meerdurchfurchenden Schiffes, auf dem Schreib-

tisch des Theaterfreundes seinen ständigen Platz haben sollte. Es enthalte Robert F. Arnolds „Bibliographie der deutschen Bühnen seit 1830" (2. Auflage 1909), den jährlich erscheinenden, aber durchaus nicht für jedes Jahr neu anzuschaffenden „Neuen Theater-Almanach" und Hermann Degeners Zeitgenossenlexikon „Wer ist's?" (letzte, 4. Ausgabe, o. J.). Da der Theater-Almanach zwar die Orden der einzelnen Schauspieler in grotesk umständlicher Weise aufzählt, was bei Friedrich Haase und Ludwig Barnay halbe Seiten verschlingt, nicht aber die Werke der schriftstellerisch tätigen Kollegen verzeichnet, wird der Besitz des Degenerschen Werkes, in dessen behäbiger Breite die ganze Welt der literarisch tätigen Zeitgenossen mit ihren Arbeiten beschlossen ist, für die Handbibliothek der Interessenten unentbehrlich. Wer sich auch in der Zeitschriftenliteratur und im praktischen Bühnenleben auf dem laufenden zu erhalten wünscht, findet im „Neuen Weg", dem offiziellen Organ der Genossenschaft deutscher Bühnenangehöriger, viel Material und vor allem eine sorgfältig weitergeführte Bibliographie des gesamten Theaterwesens.

Leopold Schefer, ein Vergessener

Von Hanns Martin Elster

Wir haben in den zwei letzten Jahrzehnten beobachten können, daß unsere Zeit, was die Literatur angeht, zu den Quellen zurückgeht, um sich über diesen oder jenen Dichter ein eigenes, ihr entsprechendes Urteil zu bilden und daß sie sich nicht mehr begnügt mit den Kritiken und Gerichten der vorhergehenden Generation, die ja von der unseren auffallend verschieden ist in Wesen, Art, Form und Geschmack, Gefühlen und Gedanken. Aus dieser Gründlichkeit — nicht aus einer willkürlichen Erneuerungssucht, die nur zum Teil zutrifft — erklären sich die zahlreichen „Ausgrabungen" und Wiederherstellungen, da die Dichter in früheren Zeiten oder während ihres Lebens oft Unrecht erfuhren, das uns bedrückt, das aus der Welt zu schaffen wir gleichsam als eine unserer Aufgaben ansehen.

Man kann ja nun von unserem Dichter, Leopold Schefer, nicht sagen, daß seine Zeit ihn verkannt hätte; im Gegenteil: er hat wohl eine zeitlang zu großen Ruhm erfahren, so daß davon einmal sein Schaffen nicht gerade günstig beeinflußt wurde und zweitens die Reaktion — er wurde, als das junge Deutschland in den dreißiger Jahren zur Herrschaft gelangte, um so energischer in den Hintergrund geschoben — nur natürlich war. Es war aber das Unrecht der nachfolgenden Jahrzehnte, ihn ganz zu vergessen; zwar trifft es ja zweifellos zu, daß seine Werke zu der materialistischen Zeit in schärfstem Gegensatz standen, so daß eine tiefere Verständigung zwischen einem ganz anders gearteten und ganz anderen Zielen zustrebenden Publikum und dem Dichter unmöglich war, zumal da seine Werke des begehrten kräftigen Realismus entbehrten, aber man soll ihn heute, wo sich wieder ein breiterer Idealismus Raum zu schaffen trachtet und auch der Phantasie wieder mehr Recht eingeräumt wird, doch noch einmal fragen, ob uns ein einst so gefeierter Dichter und Schriftsteller wie Leopold Schefer denn garnichts mehr zu sagen hat. Man wird überraschende Entdeckungen machen.

Auf das äußere, ganz ungehemmte und gewissermaßen durchaus idyllisch angelegte und auch als Idylle gelebte Leben brauchen wir nur kurz einzugehen. Leopold Schefer wurde am 30. Juli 1784 zu Muskau als Sohn eines Arztes geboren und wuchs unter der Obhut der Eltern sorgsam und liebevoll behandelt, als ein echter Junge auf. Als ihm 1797 sein Vater starb, besuchte er schon das Gymnasium in Bautzen, das er im Jahre 1803 verließ, um in die Heimat zurückzukehren, wo er neben seiner Mutter und Großmutter ein eifriges autodidaktisches Lernwesen betrieb. Diese unablässige Autodidaktik ist für sein Leben wie sein Schaffen von größter Wichtigkeit geworden und wenn man sich in seine Werke versenkt, bedauert man mehr als einmal, daß er nicht die formende Zucht einer klaren, wissenschaftlichen Methode und den bildenden Einfluß einer ausgereiften männlichen Persönlichkeit erfahren hat. Grade seinem in alle Fernen der Phantasie und alle Tiefen des Gefühles schweifenden Geiste tat nichts mehr not, als Systematik und logische Konsequenz. So, als Autodidakt, wurde er zwar ein ganz Eigener, aber dieses eben zu sehr, besonders da der starke weibliche Einfluß auf ihn auch nicht von

der besten Wirkung war. Ein eigentlicher engerer Umgang mit Männern setzte erst 1808 nach dem Tode seiner Mutter ein, die ihm ein kleines Vermögen hinterließ, sodaß er sorglos leben und weiterstudieren konnte. In zahllosem Reichtum entstehen schon von früh auf die mannigfaltigsten poetischen Produkte, in denen sich oft die Lektüre des jungen Dichters widerspiegelt. Er selbst spricht von seinen Studien: „Die Bibel ist mir seit früher Kindheit nicht aus den Händen gekommen. Morgenländische Bücher sind mir immer die liebsten gewesen. Welche Muster habe ich gehabt! und Vorkenntnisse unterstützten mich; von Homer und Herodot an die Griechen bis zu Plutarch. Von den Römern kenne ich leider keinen außer Horatius, Plinius den Aelteren, Tacitus und Seneca. Von den Italienern habe ich Machiavell, Tasso und auf Kunst Bezügliches gelesen; von den Franzosen meinen lieben Rousseau, Racine, wenig von Voltaire, Descartes, Pascal, wenig von Diderot, Marmontel. Von den Engländern Shakespeare, Ossian, Milton (einmal), Young, Pope, Swift, wenig Romane von Sterne, Grandison, Pamela, Clarissa. Von den Deutschen Luthers Schriften, Klopstock, Goethe, Schiller, Herder, Friedrich Richter, Lessing, Novalis, Tieck, Schlegel, Kant, Fichte — diese allein und diese immer wieder und dazu mein Herz und das lebendige Buch der Natur. So hab ich gelebt wie ein kultivierter Wilder. Besonders bin ich einigen Büchern großen Dank schuldig; Homer, Emile, εἰς ἑαυτόν Senecas Briefen, Jacobis Alwill und Woldemar, Choiseul-Gouffiers Reisen. Bücher, für die ich ganz bin: eben die Bibel (vet. test.), Homer, Ossian, Shakespeare, Werther." Man sieht aus diesem reichen Verzeichnis, bei dem ihm die Bibliothek des Schlosses zu Muskau sehr zu Hilfe kam, schon, wie ohne Plan und Absicht seine Studien waren, die ja auch zu keinem Berufe führen sollten, da er sich von Jugend auf Dichter fühlte. Besonders waren es aber Jean Paul, Plato, Ossian, Homer, Plutarch und Schiller, an deren Stelle später Goethe trat, die den tiefsten und nachhaltigsten Einfluß auf ihn ausgeübt haben, sodaß wir in seinen Werken oft an diese, seine Führer, erinnert werden, ohne daß er ihre Größe erreichte. Schefer selbst hielt sich ihnen bisweilen gleich. Eine von Jugend auf unausgesetzte Selbstbespiegelung in Tagebüchern, die bis an sein Lebensende (im ganzen 72 Hefte) reichen, führte ihn allmählich zu einer starken Selbstüberschätzung, dann aber auch zu einer steten Selbstklärung und Selbstbeobachtung, anfangs in ermüdender Breite, später von den Mannesjahren an knapper und dürftiger. Die Pflege des Tagebuches wurde ihm so sehr zur zweiten Natur, daß selbst seine dichterischen Werke viel von dem Stil solcher Selbstreflexionen und Erlebnisaufzeichnungen angenommen haben. Für den Freund des Dichters sind die Tagebücher natürlich ungewöhnlich interessant und es ist tief zu bedauern, daß gerade die Hefte, die von der großen Reise handeln, nicht mehr erhalten sind: wir gewinnen durch sie einen genauen Einblick in des Dichters Entwickelung, die allerdings dadurch, daß der Dichter überzeugter Pantheist und Fatalist wurde, auf dieser Stufe stehen blieb.

Schefers religiöses Bekenntnis ist von solcher Bedeutung für sein Wesen und seine Werke, daß wir kurz dabei verweilen müssen. Nach dem vollen Aufgeben seines christlichen Kinderglaubens stürmen die heftigsten Fragen und Zweifel auf ihn ein, die keckſten Behauptungen werden laut, bis allmählich eine ruhig pantheistische Gottanschauung erscheint, die ihm gestattet, die Welt in ihrer Schönheit und Größe persönlicher zu empfinden, als die christliche Religion. Die Beschäftigung mit dem Todesgedanken führt zu den tiefsten melancholischen Stimmungen, zu den zusammengesetztesten Grübeleien über das Sein und die Dinge, bis eine selbsterworbene Lebensweisheit die Grundlage für seine didaktische Poesie wird; im „Laienbrevier" treffen wir sie in ihrer ganzen reifen Schönheit wieder; ein inneres, erlebtes Pathos formt die religiöse Empfindsamkeit dieses Dichters; alles ebbt ab in die Vorstellung der Zusammengehörigkeit von All und Ich und die Causalität von Wirken und Leben bindet sich in eine fatalistische Resignation, ohne daß Schefer aber ein moroser Pessimist geworden wäre: er blieb zeitlebens ein heiterer Weltfreund, der dem durch die Vernunft gemäßigten Lebensgenusse huldigte.

Nach dem Tode seiner Mutter wurde Schefer mehr und mehr in den Kreis des Grafen, späteren Fürsten Hermann Pückler-Muskau, gezogen, der auch des Dichters erste Poesien 1811 herausgab und dessen Generaldirektor Schefer 1813 wurde; eine echte Freundschaft verband ihn mit dem verschwenderischen Grandseigneur, dessen Parkanlage heute noch einzig dasteht, an der auch Schefer Beihilfe geleistet hat. Schon während dieser ganzen Jahre hatten Reisen den Dichter bald hierhin, bald

dorthin, einmal auch nach London geführt, aber erst 1816 konnte er die lang ersehnte Weltfahrt antreten, seine „Lebensuniversität", wie er sie nannte. Vier Jahre lang schweifte er in Wien, Italien, Griechenland, der Türkei und Kleinasien umher; wir wissen leider nichts Genaueres aus diesen Jahren, deren Gewinn aber ein großer war: die Fülle von Anschauungen und Erfahrungen spiegeln seine Dichtungen auf das Deutlichste wieder, wenn er auch zu sehr Idealist war, um diese Jahre reinen Genießens und ganz ungestörten Schauens so auszunutzen und auszuschöpfen, wie das ein Dichter unserer Zeit täte. Ein innerlich ruhiger, reifer und mit Leben und Welt gesättigter Mann kehrte er nach Muskau zurück, das er nun außer mit kleineren Ausflügen bis an sein Lebensende am 16. Februar 1862 nicht wieder verläßt, sich einspinnend in ein gleichmäßiges, idyllisches und behagliches Ehe- und Familienleben mit Johanna Friederike Lupke, die er ein Jahr nach der Rückkehr heiratete und die ihm einen Sohn und fünf Töchter schenkte. Eine unermüdliche Produktion füllt die Tage aus, nicht weniger als 73 Novellen, darunter einige Romane, sowie zwei Dramen und zwei Epen und acht Gedichtsbücher bilden sein literarisches Gepäck, mit dem er nicht gerade in die Ewigkeit einzieht, so doch sich einen Namen schuf.

Leopold Schefer war zu seinen Zeiten als Mitarbeiter zahlreicher, in Mode stehender Almanache ein vielgelesener Novellist, aber auch sein Lyrik wurde hochgeschätzt und vielbeachtet. Bis zu sein Tode erlebte sein „Laienbrevier" — jetzt auch bei Reklam — zwölf Auflagen, gewiß ein bedeutender Erfolg innerhalb von 21 Jahren. Schefer ist vor allen Dingen Lyriker und das bis in seine Prosa hinein, ja auch seine Gedankenwelt steht auf dem Boden des Gefühls. Als Lyriker ist er aber — leider und zugleich auch oft glücklicherweise — nicht nur reiner Erlebnismensch und Gelegenheitsdichter, sondern in didaktialer Form Weltanschauungspoet. Eine sorgfältige, knappe, nach den modernen ästhetischen Meinungen angefertigte Auswahl seiner Gedichte, für die sich wohl noch einmal ein Verleger findet, würde uns auch heute noch sehr viel sagen, denn wenn Schefer auch meist zu weitschweifig und redselig ist, so hat er doch einige Perlen geschaffen, die nicht der Vergangenheit anheimfallen dürften; ich erinnere nur an das vielgesungene:

Selige Tage,
Tage der Jugend,
O das Entzücken
Sinn ich nicht aus —"

Den Grundton von Schefers didaktischen Gedichten hat Heinrich Laube, der längere Zeit in Muskau zwangsweise gelebt hat, sehr fein charakterisiert: „Sein Grundton war ein immer reges Verhältnis zur Gottheit; er war ein Religionslehrer." Man verstehe hier Religion nicht im transzendenten Sinne, sondern als eine Diesseits-Philosophie mit pantheistischem Einschlag. Seine besten Dichtungen sind der Erde und der Freude am schönen Leben gewidmet. „Sie Schönheit des Lebens besteht für Schefer", sagt Dr. E. Brenning, sein Biograph, „in seiner Harmonie und inneren Notwendigkeit und diese wiederum wurzelt darin, da es das Leben Gottes selbst ist, welches sich darin auslebt." In breiter Entfaltung geben nun die Gedichte dieses Glaubensbekenntnis wieder, nicht immer zur Freude des Genießenden sich wiederholend und im allgemeinen zu weitschweifig. Das Tröstliche besiegt alles Trübe, das Dur eint sich mit dem Moll, das Gebliebene läßt den Schmerz um das Verlorene nicht tief greifen, kurz, das Dasein ist für Schefer in einem ewigen, unaufhaltbaren Fluß und selbst die Klage wird ihm zum Genuß. So fehlt es doch an eigentlicher Tiefe und von einem Ernste hinsichtlich der Probleme des Lebens und der Menschen kann bei Schefer kaum die Rede sein: er war kein Kämpfer, sondern redete sich um alle Hindernisse herum. Ein freundlicher Abendsonnenschein und eine behagliche Sicherheitsheimlichkeit ruhten über den Gedichten dieses hausväterlich-milden Biedermanns, der im Pantheismus die Fertigkeit der Lebesführung fand. Das häusliche Leben ist der Mittelpunkt seiner wohlgerundeten Kunst, deren rein formalistische Seite oft genug zu wünschen übrig läßt, obwohl Schefer sein Leben lang an seinen Gedichten herumgefeilt und poliert hat. Auch vor Geschmacklosigkeiten schreckt er nicht zurück, besonders wenn er glaubt, humoristisch sein zu müssen, denn Schefer war trotz seiner Vorliebe für Jean Paul nichts weniger als Humorist, so gemütlich er sein kann. Sein Witz hat immer etwas Gequältes und Beabsichtigtes, sodaß man nicht selten verstimmt und verletzt wird.

Das Beste hat Schefer in seiner Liebeslyrik gegeben: „Hafis in Hellas" und der „Koran der Liebe" enthalten trotz des oft unangenehm auffallenden orientalischen Gewandes sehr viel feine, leichte Verse, die flüssig und rhythmisch jene monotone Zauberlyrik des „Laienbrevier" vergessen machen. Gewiß erhält hier die Sinnlichkeit ihr Recht und das so unbefangen und so natürlich, daß wir hier den naiven Schefer haben, der sonst in der Tagebuchselbstreflexion verloren gegangen ist. Die Wiederholung mancher Motive würde ja in einer Auswahl leicht fortfallen, sodaß uns ein lieber unbekannter Schefer erschiene, der im leichten Phantasiespiel unerschöpflich frisch die Freuden der Liebe besingt, angeleitet durch seinen Freund Max Waldau.

Strenge muß natürlich walten bei einer Auswahl, denn oft hat Schefer Takt und Geschmack vermissen lassen, auch fällt es auf, daß seine Lyrik keine eigentliche Entwickelung zeigt: der Zwanzigjährige handhabt in der Lyrik dieselben Töne und Gedanken, wie der Fünfzigjährige, der als didaktischer Dichter freilich reicher geworden ist. Der Partheismus kennt eben keine Entwickelung, verleitet den Dichter aber oft zum Ausdrucke der innigsten Klänge seines Naturgefühles. Die ganze Verskunst ist begleitet von einem stark musikalischen Empfinden: viele Gedichte werden gemäß einer Melodie — selbst erfunden oder übernommen — geschaffen, daher zahlreiche metrische Verstöße, besonders in den antiken Maßen, die er nur in seinen oft witzigen Epigrammen verwendet.

Auf dieselben Empfindungen und Gedanken sind Schefers Novellen eingestellt, von denen nur ganz wenige heute, diese aber um so mehr genießbar sind, etwa: Künstlerehe, Die Osternacht, Die Düvecke, Der Kinderkreuzzug, Die Sibylle und die göttliche Komödie in Rom. Auf den ersten Blick fällt auch dem oberflächlichen Leser die Pracht der Naturschilderung auf: hierin ist Schefer zweifellos ein Meister, der die Landschaft zu beseelen und mit persönlichem Gefühl zu durchtränken versteht. Gewiß, von Realismus kann keine Rede sein, in dem heimatlichen Milieu nicht einmal von intuitiver Anschauung, die allein in den orientalischen und fremdländischen Novellen herrscht. Die Macht seiner Phantasie spricht sich am großartigsten in solchen Bildern wie die Illumination von Rom aus; alle Farben und Nuancen stehen ihm zur Verfügung, vom sonnigen Reiz der griechischen Küsten und Eilande bis zur wundervollen Schönheit der Prinzeninseln im Marmarameere, vom schwermütigen Zauber Venedigs bis zum geheimnisvollen Dämmer der Grotte von Corral. Hier kamen ihm seine Reisen zu statten. Bei der Charakterschilderung halfen sie ihm nicht: Schefer vermochte nicht, sie sich entwickeln zu lassen, weil er die Handlungen nicht plastisch scharf umreißen konnte. Seine Charaktere sind in einem Punkte erschaut, aber das ist alles, sie schreiten nicht fort, sondern sind Marionetten des Autors, der seine Zuflucht nimmt zu den seltsamsten Erfindungen, Verknüpfungen und Ereignissen: alles wird aber in ein so weites Gewebe von Reflexionen und Gedanken gehüllt, daß es sich wie von Ferne ansieht, es rückt uns nicht nahe, wir sind nicht die Miterlebenden; die eigentliche Spannung wie jede Konsequenz fehlt, Gefühl und Phantasie herrschen allein. Dennoch verstand es Schefer, in seinen Novellen echten historischen Geist zu kristallisieren, wie in Künstlers Ehe, einer Novelle, die auch in der Charakterschilderung rein und sicher ist, die wohl heute jeden Leser, der ein beschauliches Element in sich trägt, auf das Herzlichste erfreuen wird.

Damit wollen wir von dem Dichter scheiden, denn als Dramatiker und Epiker hatte er nichts zu bedeuten; die meisten seiner Werke sind wohl mit Recht vergessen, aber in seinem Besten sollte er doch auch für uns noch lebendig bleiben, denn er war eine selbständige Persönlichkeit, deren warmer Optimismus tröstet und erhebt. Wenn man in die Heiterkeit dieses Lebens, dieser Menschenseele, dieser Dichterwerke blickt, vergißt man des Alltags Sorgen und Mühe: die Sonntagsruhe der Biedermannszeit ersteht in uns von neuem, wir nähern uns dem Gefühle des Glückes, ihm lauschend; so stärkt er uns für den Lebenskampf, einer, der die Menschen liebte, der zur Schönheit strebte, die Weisheit errang.

Aus Leopold Schefers Werken

Wir geben hier einige Proben aus Leopold Schefers Werken, im engen Anschluß an den vorstehenden Aufsatz, der die nötige Einführung bietet. Es sind Stücke aus einer kleinen Novelle des Dichters, die in dem zweiten Bande seiner „Ausgewählten Werke" (Berlin, Verlag von Veit und Comp. 1845 und neue Ausgabe 1857, in zehn Bänden) steht, und einen „Waldbrand" in Amerika schildert. Die Proben lassen zugleich Schefers lyrisch bewegte, subjektiv stilisierte Prosa und seine pantheistische Weltanschauung deutlich offenbar werden. Den Weg zu den von reizsamem Empfinden bebenden, in zitternden Schwingungen der Leidenschaft erregten Gedichten, die ein nervöses Gefühlsleben von sprunghafter Konzentriertheit und Energie verraten, wird man im allgemeinen leichter finden als den Weg zu der Prosa, die sich aber innerhalb des Pathos mit den Versen zu geschlossenem Stile eint. Man lese sich die Proben nach mehrmaliger stiller Lektüre laut vor, dann wird man bald Quellen lyrischen Lebens rauschen hören und vielleicht willig mehr vom Dichter zu vernehmen begehren. E.

*

Aus der Novelle „Waldbrand"

Der Frühling war schön. Die Pfirsiche blühten rosig um unser Haus, die Apfelbäume prachtvoll, wie mit Rubinen geschmückt, im Baumgarten. Unsere Bienen trugen bis in die Nacht. Sie hatten nicht weit bis zu den blühenden Fichten, die wie eine grüne palasthohe Wand den eingezäunten Acker umragten. Wir wohnten in einem endlosen Naturpark, den ein unermeßliches hohes zusammenhängendes Walddach bedeckte. Und wenn ich am Saume des Waldmantels stand und einen Zweig faßte, so tauchte der letzte Zweig des letzten Baumes am Waldrand drüben ins stille Meer! So verschränkte sich Zweig in Zweig, und ein Eichhörnchen hatte nicht den kleinsten Sprung zu tun und konnte auf dem grünen Waldmeer hinlaufen wie eine Spinne über ein dichtgewebtes Kleefeld. Und welches Wunder war schon nur ein Baum! Gerad aufgeschossen aus der fruchtbaren Erde wie eine grüne Flamme! Turmhoch, zweigevoll, vom Wipfel bis an den Boden; und die Zweige blütenvoll an allen Spitzen, wie von göttlichem Feuer angeglommen. Ein luftiger duftiger Palast für ein Vögelpaar, ja geräumig genug für eine ganze Familie. Was für den Menschen eine Reise auf den Chimborasso ist, das war für eine Ameise ein Ersteigen des wie an die Wolken rührenden Gipfels. Ich beneidete manchmal das kleine Tier, das herankam! Denn so etwas gibt es für Menschen nicht! So wohnt kein König, wie der Papagei in diesen tausend Schattenhallen! Und daß ich größer in Gedanken war, um das zu überschauen und klein zu finden — das machte mich klein, und man sage mir nicht, daß der Mensch alle Genüsse der Erde erschöpfen kann, daß die Natur nicht andere eigene Geschlechter gebildet, denen sie nicht eigene unnachträumbare Freude vorbehalten, ihnen andere Brunnen der Wonnen geweiht, unverstanden und unverständlich ihrem Menschen, geheimnisvoll selig neben und um ihn, im Meer, Fluß, im Wald, in der Rose! im Wassertropfen! Ja, wenn ich das ahnte, sah ich die Gestalten des Wolkenzuges mit Erstaunen an, ich hörte mit stiller Bewunderung die Flammen im Holz auf dem Herde sausen und hielt die schimmernde Taubenfeder, die sich wie furchtsam noch vor der Adlerfeder krümmte, mit Lächeln gegen die Sonne; oder das geflügelte Samenkorn des Zuckerahorns, und den befruchtenden Blütenstaub, ja die elastische

Nadel der Sprusselfichte auf meinem Handteller — und nun erschien mir der unermeßliche Wald erst ein göttlicher Zauberpalast voll geheimen seligen Lebens, ein Wunderwerk der Fee Natur voll eigener Kraft und Herrlichkeit! Und dies ahnen, dies träumen, war meine — die menschliche Wonne.

Und dies Feenreich wollte doch jetzt die Natur zerstören — vielleicht ihrem Menschen zu Nutz und Frommen! Was sollt' ich denken? Denn nur durch Gedanken war diese Feuersündflut zu beherrschen, zu deuten, wenn auch der Geist nicht erliegen, erblinden sollte, wie Leib und wie Auge!

* * *

Ehe wir noch etwas sahen, verbreitete sich in der Nacht ein eigener Wohlgeruch; nach einigen Tagen zu herb, zu bitter, zuletzt brandig. Die Augen fühlten sich gedrückt, ja einige weinten, ohne zu wissen worüber, und lachten! Unabsehbare Züge der Tauben flogen, den Himmel verfinsternd und auf der Erde einen flirrenden, wie dahinrauschenden Schatten werfend, über uns weg. Und sie kamen doch sonst erst im Herbste auf unsere reifenden Felder zurück! „Wo ist denn ihr Taubenschlag?" fragte Okki, der sie zum erstenmal sah. Wilde schwere Truthühner folgten ihnen tiefer; sie waren so müde, daß sie in unsere Gehöfte fielen und die Menschen sie fangen konnten; sie duckten die roten Köpfe an den langen schwarzen Hälsen auf die Erde und zogen vor der sie fassenden Hand nur das weiße Augenlid über das Auge. Jetzt war im Westen ein Rauch wie Hegerauch zu sehen, der in der Morgensonne erschreckend glühte. Lange, lange weiße Streifen flossen davon wie Ströme in die Täler. Dünner, dann dichter, und dichterer Rauch überzog das Gewölbe des Himmels; die Sonne schien rot, dann düster und matter hindurch, bis sie ganz aus den Tagen schwand.

Der Rauch, schwerer und schwerer, senkte sich tiefer und tiefer, bis er wie ein Nebel über uns fiel, alles ausfüllte wie eine Flut und jedem nachwallte, der in ihm schritt. Alles Leben stockte; ein jeder ging müßig, und nichts mehr wurde getan als noch gekocht.

* * *

Welch ein Blick in das Land umher, so weit das Auge trug! Heftiger Wind herrschte; uns gegenüber am ganzen Horizont hatte er eine Rauchwand aufgetürmt, riesengroß, schwarz wie die Nacht! Ein breiter Strich des Himmels war offen. Aus der schweren Decke, die über unserer Heimat lag, fuhren Blitze wie geschleuderte Feuerschlangen empor. Denn die Wälder darunter brannten. Und wie aus dem Becher des Vesuvs in der Nacht nur eine schmale Flammensäule und Feuergarbe emporloht, so schlug hier eine feurige blendende Flammengischt, breit von Süd bis West, aus dem ganzen Lande in den Aether hinauf und stand, in der Ferne schweigend und unbewegt, wie ein göttlicher Nordschein. Aber über den näheren Wäldern bewegte der Sturm die wallenden Flammen wie Atem der Hölle, und sie wogten wie Wogen des Meeres.

Unser verlorenes Dorf war dahin . . . . .

* * *

So nahe, so nahend hatte ich das Feuer bisher nicht gesehen. Jetzt knisterte es nicht weit von uns am Boden dahin; es knackerte, prasselte tausendfach, und wo die Flämmchen hinflackerten, stieben nun erst müde Schnepfen

und Kragenfasanen und anderes Geflügel auf, wie Phönixe neu aus den Flammen belebt. Hin und her ein wilder Ochse mit dumpfem Gebrüll, oder eine Gesellschaft wasserberaubter Kraniche. Dem Abbrennen des Grases und des Gebüsches folgten Funken und Qualm, dem Qualm Aschenwolken, die aufstiegen und niederfielen und wieder aufstiegen; glühende Kohlen flogen empor, die wuchtenden Flammen dobberten und sausten, nur mit sich selbst zu vergleichen. Ihre Richtung war von der Linken zur Rechten. Ich war fühllos. Hier konnte niemand retten, als Einer. Alles, was ich sah, war mir nur noch eine Erscheinung, ich selbst eine Erscheinung auf der Erde. Ich nahm eine handvoll Sand auf, betrachtete ihn, und der Staub war mir unbegreiflich; woher ewig, ewig wozu? Unnötig, wenn nicht entsetzlich, daß er sei. Aber er war mir kaum, die Körner schimmerten nur; ich sah meinen Leib vor mir liegen wie ganz etwas Fremdes, nicht mein, auch jetzt nicht, oder nicht mehr. Der Lebensglanz war selbst von den Gedankenbildern meiner Frau und meiner Kinder abgefallen, die Liebe gesunken wie eine Flamme, so schien auch der Tod nun nicht Tod mehr! Also auch Jene vor mir dort anzusehen, so aufgegeben in der leuchtenden Wüste der Welt — war nur ein reines Zuschauen, rein — wie Eis.

*

Tage der Jugend.

Selige Tage,
Tage der Jugend!
O das Entzücken
Sinn' ich nicht aus

Tausend Geschlechte
Schlummern verwandelt,
Heilige Wärme
Trägt mir den Geist.

Jetzo erscheinen
Rosen im Tale,
Lerchen in Wolken,
Wolken in Glanz.

Nun ist die Schwalbe
Da! Nun verschwunden!
Jetzo die Garbe,
Jetzo der Schnee.

Mir in dem Busen
Wankt nicht die Wonne!
Schaue die Wechsel
Dauernd im Geist!

Augen der Blumen,
Augen der Liebe,
Himmel und Sonne
Lächeln mich an!

Bald ist es Frühling,
Bald ist es Morgen,
Abend und Vollmond,
Nacht und gestirnt!

Nun ist die Kirsche,
Nun ist der Apfel!
Nein, hier die Traube!
Nein doch — die Nuß!

Bald ist das Junge
Alt und vergangen,
Bald ist das Alte
Neu wie zuvor.

Selige Tage,
Tage der Jugend!
O das Entzücken
Sinn' ich nicht aus!

*

Die letzten Tage.

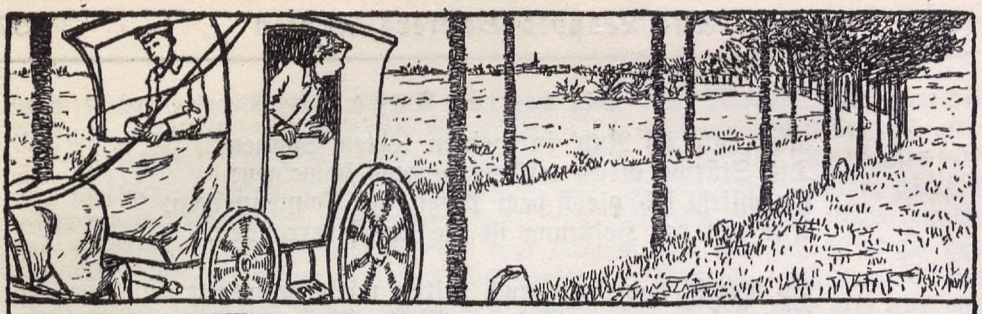
Nun hab' ich Ruh' in meinen letzten Sonnen;
Die Stürme dieses wilden Herzens schweigen;
Es schließt sich, gleich dem Mohn, bei Sonnenneigen,
Und mit der Hoffnung ist die Qual verronnen.

So schließt das Jahr auch heiter, wie's begonnen:
Längst heimgezogen sind der Wetter Reigen,
Der Herbst will noch in vollem Schmuck sich zeigen,
Und gleißend ruhn die Fluren übersponnen.

Auf Wolken bin ich durch die Welt gezogen,
Hoch überschau'nd der Erde Herrlichkeiten,
Und selig lebt' ich droben ew'ge Zeiten!

Nun trug mich auf den Berg ein Regenbogen.
Du warst's, die mich so selig macht', o Erde!
Und gern steig ich zu dir ins Grab, o Erde!

Zeichnung von H. Zimbal



Allgemeineres

Gegen die Farbendrucke

Vor einiger Zeit hat in den Heimatblättern H. Götz an einem Beispiel gezeigt, welche Schwierigkeiten das Photographieren von Gemälden mit sich bringt. Bei oberflächlichem Zusehen könnte aus seinen Darlegungen gefolgert werden, die farblose photomechanische Wiedergabe farbiger Bilder sei schwieriger und könne nicht so Gutes leisten wie die bunte Reproduktion. Ein solches falsches Urteil käme nur allzu sehr einem herrschenden Irrtum und Vorurteil entgegen. Legen wir einem beliebigen Menschen eine farbige und eine farblose Reproduktion eines Gemäldes vor, so wird er — in 99 von 100 Fällen — ohne Besinnen, förmlich instinktiv, nach dem bunten Blatte als dem besseren, wertvolleren greifen. Und doch ist in 999 von 1000 Fällen das farblose Blatt künstlerisch dem bunten weit vorzuziehen.

Darüber spricht eindringlich und ausführlich Ferdinand Avenarius in einem der letzten Hefte des Kunstwarts. — Farblose Wiedergaben verzichten von vornherein darauf, die Abtönungen der Farben in all den feinen und feinsten Mischungen und Sättigungsgraden zu erreichen. Sie beschränken sich auf die Helligkeitsunterschiede in Abstufung und Gegensatz. Die lassen sich aber beim Nachbilde ganz unvergleichlich treuer, wahrer erzielen als die tausendfachen Wirkungen der Farben selbst. Eine farbige Reproduktion ist immer eine Imitation: Beim Original pastose Oelfarbe und Firnis auf Holz oder Leinwand — bei der „Wiedergabe" eine verschwindend geringe Menge Druckfarbe, die vom Papier ganz aufgesaugt wird oder als äußerst dünner Hauch darauf liegt — das sind zwei Ausdrucksmöglichkeiten, die so verschieden sind wie zwei Stile oder Sprachen. Es ist unmöglich, mit dem einen zu erreichen, was mit dem anderen geleistet werden kann, und umgekehrt. Dazu kommt, daß die Nachbilder immer oder fast immer Verkleinerungen sind, sehr oft in recht hohem Maßstab. In wie vielen Fällen aber würde der Künstler wohl ein Werk für ein viel kleineres Format ganz genau so geschaffen haben wie für ein großes? Ohne zu vereinfachen, Einzelheiten und ganz besonders Mannigfaltigkeiten der Farben zu beseitigen? — Also nicht mechanisch nachbilden, sondern übersetzen in die neue Sprache, das wäre künstlerisch allein statthaft. Und dabei verzichten auf die besonderen Reize der Oelfarbe und die Möglichkeiten des großen Formats, und die besonderen Reize der Wasserfarbe in dem kleineren Rahmen auswirken lassen. Die photomechanischen farbigen oder vielmehr bunten Wiedergaben erscheinen daher einem entwickelteren Farbensinn als Barbareien. Künftige Geschlechter werden über den heutigen Buntheitstaumel ebenso den Kopf schütteln wie wir über die einstige Verbreitung der Oeldrucke tun. Heute werden die Drei- und Mehrfarbendrucke ebenso überschätzt wie einst die Porträtsphotographie, von der man den Untergang der Bildnismalerei fürchtete; es dauert immer eine Zeit, bis an einer technischen Neuerung, die Bewunderung weckt, die ästhetischen Mängel allgemeiner anerkannt werden.

Den Farbensinn zu erziehen ist gewiß eine köstliche und bedeutsame Sache. Weitaus die meisten bunten Reproduktionen führen ihn aber irre und machen ihn roh. Doch gibt es unter den billigen farbigen Blättern auch schon genug gute: bei Teubner und bei Voigtländer, in den Vorzugsdrucken des Kunstwarts, in den Sonderdrucken der „Jugend", einzelnes bei Seemann. Aber die rechte, große Erzieherin des Farbensinnes ist die Natur, nochmals die Natur und drittmals die Natur, ehe irgend ein Bild in Frage kommt.

Neue Bücher

Ein schön neu Historia von Jakob Böhmen, dem Philosopho Teutonico.

Ist es nicht, als hätte die Geschichte unserer Heimat es mit eins den Dichtern angetan, daß sie heiß um sie werben wie um eine schöne Jungfraue? Nicht die weltfreudige, lärmvolle politische Historie, die mit Pauken und Trommeln und Siegesgeschrei das Stöhnen der Unterliegenden übertönt! Sie berichten uns weder von den blutigen schlesischen Kriegen und Friedrich dem Großen, noch von der Zeit der Franzosenherrschaft und der Befreiungskämpfe. Den abseitigen religiösen Bewegungen gehen sie nach, Wille in der „Abendburg", Fedor Sommer in seinen demnächst erscheinenden „Schwenkfeldern", Gerhart Hauptmann im „Emanuel Quint". Die Ketzer, die Selbstsucher, die „Stillen im Lande" sind ihre Helden. Bei ihnen, nicht bei der Kirche — sei es nun die katholische oder die protestantische — finden sie das wahre Christentum. Denn rücksichtslos stößt die sichtbare Gemeinde solche aus, die ihrer Vermittelung nicht bedürfen, die Gott selber von Angesicht zu Angesicht sehen, die keine Heiligen brauchen, weil sie selbst nach der Heiligkeit streben. Was kann sie ihnen jedoch geben oder nehmen? Sich selbst aber beraubt sie des Sauerteiges, der ihre schwere Masse in Gärung bringen könnte, ist doch das Ueberkommene, Ueberlieferte nur die Hülle, der Leib für echte Religiosität, das Selbsterlebte, Selbsterrungene ihre Seele. Und: Der Buchstabe tötet, der Geist macht lebendig.

Ein hohes Lied des eigenen inwendigen Lebens ist diese Erzählung*) aus dem siebzehnten Jahrhundert. Wohl stieg schon mancher hinunter in die verborgenen Gewölbe zu den Schätzen der Vergangenheit und brachte herauf Silber oder Gold oder Edelsteine, so viel er mit seinen Armen tragen konnte; dieser Dichter aber nahm nichts als ein Smaragdbüchslein mit einer wunderbaren Salbe. Und da er die auf seine Augen strich, wurden sie aufgetan, und er sah alles, was auf und unter der Erde war. Er schaute das Wesen aller Dinge; in ihnen fand er Gott und ward in ihm von neuem geboren. Ein neuer Tag brach an, von einer neuen Morgenröte heraufgeführt, der Aurora Jakob Böhmes, des Meisters „himmelstiefer Besinnlichkeit". — Doch einem jungen, heißen Herzen ist es nicht genug, allein zu schauen: es will auch von dem Geschauten künden, es will wirken und eingreifen in dem Treiben dieser Welt, es will mitstreiten in ihren edelsten Kämpfen. Der alte Gegensatz zwischen der „Vita activa" und der „Vita contemplativa" tut sich auf. Er wird hier in zwei überragenden Gestalten, in Pätzke Pausewang, dem Vater des erdichteten Erzählers, und Jakob Böhme verkörpert. Es hat jeder von ihnen beiden die Mängel seiner Größe. Wenn sie aber einmal zusammenträfen, so müßten sie einander ehren als wie Könige, weil sie sich gegenseitig als Glühende erkennten, weil ihrer beider Sehnsucht tief und schmerzvoll und nicht durch Irdisches zu stillen ist, weil sie beide „Eigene" sind, echte Söhne Gottes. Wer ein Eigener ist, der „hat an den Quellen der Menschwerdung getrunken als der Heiland. Alle Herzen rings um ihn schlagen nach seines Herzens Schlag, sei's in Zorn und Freuden, sei's in Haß und Liebe, das ist gleich — sie müssend sich also drein schicken. Die Verzagten werden kühn unter seinem Blick und die Feigen entbrennen nach Mannestat. Er formt sie alle ohnbewußt, aber unentrinnbar. Als Gott das irden Kloß formet und ihm sein Odem einblus, allso füllet er sie mit eim höhern Leben.. Und ich sag dir, der jüngste Tag wird allso sein: Die Eigenen werden am Bogen des Himmels stehen, darauf der Thron Gottes ruht, und die anderen werden erkennen, daß all ihr Leben nichts war dann ein Affenleben, und das wird die ewige Höllen sein, deren König ist Luzifer, der Erzaffe Gottes. Darum so pflege dein Körnlein Eigentum, daß du bestehen möchtest, wenn der Ureigene die seinen ruft. So du die große Liebe hegst, wird dir's nit manglen".

Das ist des starken Pausewang größter Schmerz, daß sein Bub, der Joachim, ihm so ungleich ist an Wesen und Wuchs. Er ist sein Einziger, der letzte von sieben und der jüngste; vielleicht, daß er nicht die volle Kraft mitbekommen hat? Da möchte der Wolfswirt, entflammt von Liebe und Zorn, den Jungen ziehen nach seinem Bilde; er versucht, ihm den Duckmäuser auszuprügeln. Aber der Knabe hat nur gerade so viel von seines Erzeugers Art, daß er sie versteht, daß er die Liebe in der Härte spürt und demütigschüchtern um seines Vaters Zärtlichkeit wirbt. Der ist ihm ein Vorbild aller

*) E. G. Kolbenheyer: Meister Joachim Pausewang. München. Georg Müller 1910.

Männlichkeit, und wenig verschlägt es ihm, daß er sein Erbe, die Wolfshufe, vertan hat um goldenen Weines willen. Und dieses Nachfühlenkönnen hebt Joachim über den Mittelschlag. Seine Sehnsucht ist keine wilde, verzehrende Lohe; sie bewahrt ihn bloß vor der allzu billigen Zufriedenheit und begabt ihn mit Bewunderung für alles wahrhaft Große. So wird er nach seines Vaters Rat ein Schuhmacher in der Stadt Breslau; denn „durch eine Schusterkugel kann viel Licht aus einem spärlichen Lämpchen gezogen werden und eine Schusterkugel kann eines kargen Dochtes Schein als wie ein Sonnenscheiblein aufleuchten lassen". Seine friedliche, besinnliche Natur ist mit Jakob Böhme näher verwandt als mit dem kühnen Pätzke, der auf fremdem Schlachtfeld für die protestantische Sache ficht und stirbt. Aber über seinem geruhigen Dasein leuchten diese beiden, wie Sonne und Mond über einem stillen See, und schenken ihm Sinn, Licht und Farbe.

Was soll ich noch von dieser Dichtung vermelden? Daß sie köstlich ist und rund in sich beschlossen als eine reife Frucht und ganz durchzogen und durchsüßet von Besinnlichkeit. Daß unsere gute Stadt Breslau und Not und Elend einer schweren Zeit in ihr verkläret ist im zwiefach silbernen Licht von Schnee und Mondenschein. Alles Harte und Eckige wird verhüllt von der reinen, weißen Decke, die Schritte Gewaffneter klingen nur noch gedämpft, und um Türme und Dächer webt der Mond seinen traumhaften Schimmer. Da sitzt der alte Meister Joachim Pausewang an seinem Schreibpult. In stiller Nacht beschwört er die Gestalten seines Lebens, und sie kommen alle, gehorsam seinem Ruf: sein Vater, der kühne Pätzke; seine Jugendgespielin, die Ursel Trobitzin; Meister Tille, bei dem er das ehrsame Schusterhandwerk erlernt hat, und Meister Wutke, der den Stein der Weisen suchte und nur eine neue Lederschmiere fand; Jungfrau Christin, nachhero Joachim Pausewangs liebe Hausfrau; Jakob Böhme; Chrysander Struppe, der Schustergesell und lustige Vogel, aus dem nachmalen ein gravitätischer Doktor beider Rechte wird. Wir sehen sie mit ihrer Tugend und ihrer Menschlichkeit. — Allerhand könnte ich noch berichten: von einem grauköpfeten Ganser, von einer Blatterpfeifen und einer Lauten, von einer Kirschenernte in durchsonntem Gärtlein vor der Stadt, auch von Kampf und Blutvergießen, — ich will Euch aber nicht das beste vorwegnehmen. — So Ihr mich jedoch fraget als einen Merker, ob ich das Buch vom Meister Pausewang für gut und lieblich zu lesen erachte, ob es auch nach den Regeln verfasset und alles darin fein nach der Ordnung erzählet ist, — ei, so kann ich nur antworten: „Ich selber möchte es von Herzen gern geschrieben han; denn der Mann, so es schrieb, muß gar reich in seiner Seele sein. Mög' er es nur nicht noch bereuen müssen, daß er seine Schätze hat ausgeschüttet vor der Menge!" Maria Brie.

Geschichtliches

Zur Geschichte der Pest in Schlesien (Schluß)

Wieviel Mal die Pest ihren Weg durch die schlesischen Gaue genommen hat, läßt sich kaum noch sicher feststellen. Nach den eben angeführten Ereignissen scheint fast 200 Jahre lang der böse Gast ferngeblieben oder doch nur vereinzelt aufgetreten zu sein. Da, wo er hauste, hat man das Andenken an ihn durch Peststeine und Pestkreuze wachgehalten. So ist z. B. heute noch an der Außenseite der Pfarrkirche zu Goldberg ein Peststein zu sehen, der an die Pestopfer von 1553 erinnert. 2500 Einwohner starben in ganz kurzer Zeit. Da die Totengräber mit zu den ersten Opfern gehörten, blieben die Leichen in der Hitze der Sommertage unbegraben liegen, die Seuche breitete sich daher mit großer Schnelligkeit aus. Goldbergs berühmter Lehrer Valentin Trotzendorf mußte schleunigst seine Schule nach Liegnitz verlegen, die reichen Bürger zogen auf das pestfreie Land, und nur der Bischof Zirkler blieb zurück. Es wird von ihm berichtet, er habe am Weihnachtsabend desselben Jahres mit sieben anderen Männern auf dem ausgestorbenen Marktplatze den Choral „Gelobet seist du, Jesu Christ" angestimmt. In dem Schauspiel „Die sieben letzten Bürger Goldbergs im Jahre 1553" von Peschel ist die Begebenheit dramatisch dargestellt. Auch in der alten Oderfeste Glogau hatte sich die Pest eingenistet. Heute noch zeigt man an einem Hause auf der Kupferschmiedestraße ein Pestkreuz mit zwei Querbalken; es ist bedeckt mit Abkürzungen lateinischer Wörter, die wahrscheinlich ein Gebet ergeben und die so geschrieben sind, daß aus dem Spruche die in Buchstaben ausgedrückte Jahreszahl sich mehrmals heraushebt. Daß die Pest, wo sie

sich einmal einnistete, ebenso unheimlich um sich fraß, wie heute in den Chinesenstädten der Mandschurei, dafür sorgte die entsetzliche Unsauberkeit der mittelalterlichen Städte. Das Vieh lief ungehindert in den engen, winkligen, ungepflasterten Gassen umher. Unrat aller Art häufte sich in den Gassen an. Dazu waren die Bürger verblendet genug, wohlbedachten Anordnungen der Magistrate, auf größere Sauberkeit der Straßen und Höfe zu halten, mit Absicht entgegenzuarbeiten! Was half es, daß besonders Nachlässigen und Rückfälligen ihr Vieh zum Besten der Armen kurzerhand weggenommen wurde? Was fruchtete es, wenn, wie z. B. einmal in Brieg, die Garnison den Auftrag erhielt, den Bürgern ihre auf den Gassen lagernden Kot- und Düngerhaufen einfach durch die Fenster in die Stuben zu werfen? Was konnten der grenzenlosen Unsauberkeit gegenüber die Mittel der zahlreichen, selbst in Aberglauben, Wahnwitz und Unkenntnis befangenen ärztlichen Quacksalber bedeuten? 1572 wurde die obengenannte Stadt Brieg von einer Pest heimgesucht, der in der Zeit vom 24. August bis 29. September mehr als 400 Menschen zum Opfer fielen. In Brieg scheint die Pest überhaupt besonders häufig eingekehrt zu sein. Schon als das 16. Jahrhundert zur Neige ging, brach die Epidemie abermals aus, und ihr fielen über 2000 Seelen zum Opfer. Fast ein Drittel der Stadtbevölkerung erlebte das neue Jahrhundert nicht mehr.

Solche plötzlich einbrechenden Seuchen hatten selbstverständlich auch schwere wirtschaftliche Schädigungen im Gefolge, namentlich Städte, die Gymnasien unterhielten, wurden hart betroffen und verödeten. Die auswärtigen Schüler verließen schleunigst den bedrohten Ort und waren nur sehr schwer zur Wiederkunft zu bewegen. Manch blühendes Schulwesen geriet dadurch in Verfall; beschwichtigende Schreiben, die von den besorgten Stadtverwaltungen an die benachbarten Orte verschickt wurden, halfen nicht viel. Zu diesem Mittel griff beispielsweise die Stadt Brieg im Jahre 1607, als die Schüler des Gymnasiums durch die Seuche (die „ungarische Krankheit" oder das „Herzbrennen") vertrieben wurden. Die Lage war allerdings nicht ganz ungefährlich, da selbst der Rat der Stadt zugeben mußte, daß in der Woche fast 25 Todesfälle vorgekommen seien, während in den Vorstädten und den zu Brieg gehörenden Dörfern die Zahl noch erheblich größer war. Man sieht übrigens hieran, daß auch das platte Land, das in der Regel nicht so sehr von der Seuche mitgenommen wurde, zuweilen große Opfer an Menschenleben bringen mußte, wenn es in Verkehr mit den verseuchten Städten stand. 5 Jahre später, 1612, zog die Pest abermals in Schlesien ein. Sie kam von Norden, aus dem Brandenburgischen, über Cottbus und Forst durch die Niederlausitz in die benachbarte schlesische Oberlausitz und hat hier lange und heftig gewütet. Auf ihrem Wege machte sie auch nicht vor Fürstenschlössern halt. Schon 1623 war die Pest wieder in Schlesien. Das Gymnasium in Brieg mußte seine Pforten fast ein halbes Jahr lang schließen, weil die Seuche auch hier herrschte. In weniger als acht Tagen hatten alle Schüler Brieg verlassen, der Herzog ging mit seiner Familie nach Ohlau, die fürstliche Schule mußte geschlossen werden und erhielt „Pestferien" vom 8. Oktober 1623 bis zum 16. Januar 1624. Damit sind wir bereits im 30jährigen Kriege, der zur Ausbreitung der Pest naturgemäß besonders beitrug. Der 1626 an der Dessauer Brücke von Wallenstein geschlagene Ernst von Mansfeld zog sich durch Brandenburg, Schlesien, Mähren bis nach Ungarn hinein zurück. Wallenstein zog ihm nach, und seinen Kriegsscharen folgte überall die schlimme Seuche auf dem Fuße nach. In Cottbus erlagen ihr damals 900, in Forst 500 und in Spremberg 312 Personen. War eine Stadt „verpestet", so wurde sie von allem Verkehr abgeschnitten; oft hätten die Ueberlebenden Hungers sterben müssen, wenn man ihnen nicht von den umliegenden Dörfern gegen spätere Bezahlung Brot, Bier, Fleisch, Salz usw. geliefert hätte. Das wurde an bestimmten Orten vor der Stadt niedergelegt und von den Geächteten hereingeholt. Diese Werke der Barmherzigkeit waren aber auch das einzige, was man zur Linderung der allgemeinen Not tat. Brach etwa ein Brand in der verseuchten Stadt aus, dann rührte sich aus Furcht vor der Pest keine Hand. Untätig sah man zu, wie der ganze Ort in Flammen aufging; man wünschte das vielleicht im stillen, begruben doch die Trümmer auch den unheimlichen Gast. So ging es z. B. der durch schlesische Tuchmacher groß gewordenen Stadt Forst nahe der schlesischen Grenze, die im Pestjahre 1626 fast ganz niederbrannte. — Man hatte kaum aufgeatmet, da hielt das

Schreckgespenst abermals Einzug in Schlesien. 1632—1633 wütete es in der ganzen Provinz mit verheerender Gewalt, diesmal Stadt und Land gleich schwer treffend. 1632 wurden durch die Seuche in Görlitz mehr als 6000 Menschen dahingerafft, im folgenden Jahre holte sie innerhalb weniger Wochen noch 1100 nach. Erschreckende Zahlen, wenn man die damals nur kleine Bevölkerungsziffer bedenkt! Brieg, dessen Geschichte dem Verfasser die meisten Beispiele für das Auftreten der Pest in Schlesien lieferte, verlor damals 3340 Menschen: die Stadt war zur Hälfte ausgestorben. Niemand dachte in der Zeit der allgemeinen Not und des gräßlichen Elendes daran, der Nachwelt genauere Kunde zu überliefern von dem Schrecklichen, und die damit begannen, denen schlug der Tod den Griffel aus der Hand. Daher sind die Nachrichten nur spärlich. Im Altarraum der Kirche zu Mollwitz findet sich als einer der seltenen unmittelbaren Zeugen aus jener Zeit eine kleine Steintafel. Sie erzählt, daß „Anno 1633 in dieser gemeine Mollwitz in der Infection gestorben 263 Personen". Das bereits erwähnte Gymnasium zu Brieg mußte abermals der Pest wegen geschlossen werden. Die Schule war durch die immer wiederkehrende Pestgefahr so in Verruf gekommen, daß viele Jahre vergingen, ehe sie wieder geöffnet werden konnte. Das Verfahren der Stadt mit den Insassen des durch einen Todesfall pestverdächtig gewordenen Gymnasiums wird uns recht drastisch geschildert: Auf Befehl des Stadthauptmannes wurden die Türen des Hauses verschlossen und die Schlüssel wohl verwahrt. In die Haupttür wurde ein Loch gebohrt, „um das Nötige hinein- und herauszugeben; ein Türhüter inwendig und eine Frau draußen sorgten für die Bedürfnisse." Die große Sorge war diesmal unbegründet, denn im Gymnasium starb niemand. Auch ein zweites Mal mußte sich der damalige Gymnasialdirektor Günther die Einschließung in seiner Amtswohnung gefallen lassen, obgleich die Pest schon im Erlöschen war und eine Gefahr für die Stadt nicht mehr bestand.

Fast ein Vierteljahrhundert blieb nun Schlesien verschont, bis der schwedisch-polnische Krieg 1655—1660 aufs neue den bösen Gast nach Schlesien brachte. Aber diesmal war man besser auf der Hut. 1657 wurde die Pest beispielsweise auch wieder in Brieg eingeschleppt; man war nun aber gleich mit der schleunigen, strengen Absperrung der pestverdächtigen Häuser bei der Hand, die Erkrankten wurden sofort in ein besonderes Lager außerhalb der Stadt gebracht, jede nähere Berührung mit ihnen peinlich gemieden. So wurde die Krankheit in den Anfängen erstickt. Trotzdem hat sie an den verschiedensten Orten Schlesiens zahlreiche Opfer gefordert, erst 1682 hielt man die Pest in Europa für erloschen, und Kaiser Leopold I. von Oesterreich ließ auf dem „Graben" in Wien zum Dank gegen Gott ein prunkvolles Pestdenkmal errichten. Die Annahme, man sei endgiltig von dem furchtbaren Gespenst erlöst, erwies sich aber als irrig. Schon in den Jahren 1708 und 1709 verbreitete sich wieder eine Pestepidemie über Europa, die auch die Odergebiete schwer heimsuchte. Bis in die Elbgegenden drang in diesen Jahren die Krankheit, erst dort kam sie zum Stillstand. Nun war aber auch die Zeit gekommen, die sie definitiv aus unseren Ländern verbannte: das Jahr 1711 bildete den Abschluß des Vorkommens der Pest in unserem Gebiet, so daß wir nun gerade seit 200 Jahren — und hoffentlich für immer — von der entsetzlichen Geißel der Menschheit befreit sind.

A. Milarch

Volkstümliches

Volksverein

Aus einer Anzahl freundlicher Zuschriften, die wir anläßlich des Aufsatzes „Neckreime aus dem Riesengebirge" in Heft 11 erhielten, teilen wir folgendes mit:

In der Sprottauer Gegend ist ein ähnlicher Reim volkstümlich wie der a. a. O. mitgeteilte auf die Erdmannsdorfer:

Ei Borgsdorf wurd a Turm gebaut
Aus Puttermilch und Sauerkraut.
Und wie se wullten läuten,
Do flug a Stück no Beuthen —
Und wie se's wullten wiederhollu,
Do flug a Stück no Koberborn.*)

(Mitgeteilt von L. Böhm, Rixdorf.)

Folgendes Buttermilchlied wurde vor fünfzig Jahren im unteren Bartschtale von den „Kuhmentschern" (auch Kuhmentscherten") beim Melken gesungen:

Woas kuch her dennt a Sunntag?
Graupe und Zwippeln nei

*) Koberbrunn, jetzt verlassenes Dorf auf dem Truppenübungsplatz Neuhammer.

Und a Quartla Puttermilch,
Doas sull mee Laba seen.
Du scheine gude Mielch!
Du auserwählte Mielch!
Du scheiner guder pli pla plapp
diderappta Puttermilch.

Woas kuch her dennt a Montag?
Bunn'n und Zwippeln nei
Und a Quartla Puttermilch,
Doas sull mee Laba seen;
usw.

Woas kuch her dennt a Dienstag?
Arbsen und Zwippeln nei
usw.

Woas kuch her dennt a Mittwuch?
Kartuffeln und Zwippeln nei
usw.

Woas kuch her dennt a Donnerstag?
Hiersche und Zwippeln nei
usw.
usw. (thm)

In derselben Gegend sind folgende Abzählreime zu Haus:

Eins, zwei, drei,
picke, packe, pei,
hundert Kinder lagen tot,
eins lag unterm Tisch,
kommt die Katze mit dem Fisch,
kommt der Jäger mit der Peitsch,
haut die Katze auf die Schneitz.

Ich und du,
Bäckers Kuh,
Bäckers Schwein
mußt du sein.

Ohne dohne dutz,
quinte quante Gänsefutz!
(thm)

Aus Zabrze wird uns freundlichst von Herrn Oberlehrer Grieger das folgende mitgeteilt:

Von Neckereien sind mir aus meiner Heimat und meiner Jugend noch folgende bekannt:

Paul
Steckt die Wurscht ins Maul,
Zieht sie wieder raus:
Ihs (= ist) n' ale Battelmaus.

Emil, Zweemil, Zwibbelstiel,
Deine Kinder frassa viel,
Olle Tage a biemig Brut;
Niehm die Keule und schlo se tut.

Elisabeth
Macht Kließla fett,
Macht Tunke worm:
Scholosterdorm.

Den Gang nach „Soaloate" schildert man in meiner Heimat in der folgenden Form:

Meine Mutter soate:
Gieh ock noch Soloate,
Gih ock eis Gewelbe,
Kriegste schiene gelbe,
Kriegst a Heetla zu,
Wos ibrig bleit, gan mer der Kuh.
Kuh gibt ins Milch,
Milch gan mer a Hihnern, (?)
Hihner lägen Eier,
Eier, die verkauf mer,
Und 's ganze Geld versauf mer."

Vom Nutzen der Mundart

Die meisten Wörter unserer neuhochdeutschen Schriftsprache sind gemeinsames Eigentum aller deutschen Mundarten; aber seit den Tagen Luthers hat auch eine Anzahl landschaftlicher Wörter Eingang in unsere Schriftsprache gefunden, die vordem nur auf engem Gebiete galten. Während sich die ursprünglich niederdeutschen Wörter baggern, Bord, Ebbe, Robbe. Reede, Krabbe, Wrack vom Norden des Deutschen Reiches aus verbreitet haben, sind umgekehrt die Wörter Loden, Rucksack, Senner nordwärts bis an das Meer gezogen. Den Deutschen in und um Bozen verdankt die Schriftsprache die Sommerfrische. War vor wenigen Jahrzehnten noch das Wort Gigerl nur in der zweitgrößten deutschsprachigen Stadt Wien und in ihrer Umgebung bekannt, so finden wir heute in verschiedenen Teilen unseres Sprachgebietes sogar schon Dorfgigerl. Auch das Niederländische, eine deutsche Mundart, die durch ihre Entwickelung zur selbständigen Schriftsprache leider den Machtbereich der deutschen Schriftsprache eingeengt hat, schenkte dieser die Ausdrücke Deut, flau, Kaper, Nasenstüber, prassen, Watte, Schellack. Man sieht es den heute im ganzen deutschen Sprachgebiet geltenden Wörtern entsprechen, geistvoll, kernhaft, staunen nicht an, daß sie früher nur auf dem engen Gebiet des schweizerischen Deutsch Geltung hatten; dagegen den Wörtern Firn, Föhn, Gletscher, Lawine, die sich auch von der Schweiz aus über ganz Deutschland verbreitet haben, merkt man leicht „die Naturfarbe ihrer Heimat" an. Vergleicht man diese den deutschen Mundarten entlehnten Wörter mit den uns aus fremden Sprachen zugeflossenen Fremdwörtern, die sich der Eigenart un-

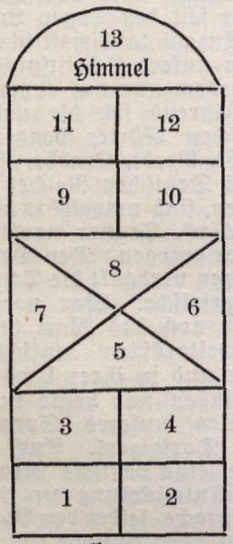
serer Sprache nicht angepaßt haben, so wird man die Bereicherung unserer Schriftsprache durch deutsche mundartliche Ausdrücke zu schätzen wissen und gern hoffen, daß der gewaltige Verkehr und der Einfluß unserer Schriftsteller dem gemeindeutschen Wortschatz noch manchen brauchbaren mundartlichen Ausdruck einverleiben helfen.

Rau-Zwickau

Das Paradies-Spiel

Wer vom Frühling bis Spätherbst an schönen, trockenen Tagen Breslauer Spielplätze überschreitet, sieht oft Kinder, namentlich Mädchen, um eine in den Erdboden geritzte Figur beschäftigt, in der sie nach einem Uneingeweihten unverständlichen Gesetze mit Werfen, Hüpfen usw. beschäftigt sind. Sie spielen das Paradies-Spiel.

Dem Spiele liegt folgende Figur zu Grunde:



An dem Spiele können sich eine beliebige Anzahl Kinder beteiligen. Es stellt 4 Aufgaben: 1. Werfen, 2. Hüpfen, 3. Tappen, 4. Blindtappen.

Das Werfen geschieht mittels eines Steinchens. Der Spieler stellt sich vor die Figur an die Grenzmarke und wirft mit den Steinchen der Reihe nach in jedes Feld von 1—13 und zurück von 13—1. Nach jedem Wurf muß er das Steinchen zurückholen, indem er mit beiden Füßen gleichzeitig hüpft und zwar bei den seitlichen Feldern, wie 1 + 2, 3 + 4, 6 + 7 usw. den entsprechenden Fuß in ein Feld setzt. Bei den Feldern 5, 8 und 13 benützen beide Füße dasselbe Feld. Der Rückweg geschieht gleicherweise hüpfend bis zur Gemarkung. Beim Werfen darf das Steinchen weder den Grenzstrich zwischen den Feldern treffen, noch aus dem bestimmten Felde herushüpfen, sonst muß der Spieler zurücktreten und der Nächste kommt an die Reihe; dasselbe gilt für ihn, wenn er beim Holen des Steinchens auf eine Linie oder in ein falsches Feld tritt.

Hat der Spieler ohne Tadel die erste Aufgabe gelöst, so spielt er weiter bis zu Ende oder bis er wegen eines Fehlers zurücktreten muß.

Die zweite Aufgabe, das „Hüpfen", geschieht, indem der Spieler mit dem linken Fuße die Felder nach der Reihe und zurück durchhüpft. Im Felde 13, dem „Himmel" oder „Paradies" muß er sich hüpfend 13mal drehen, ehe er den Rückweg antritt.

Bei dem „Tappen" wird ein Steinchen auf den rechten Fuß gelegt, und der Spieler muß so in jedes Feld treten. Der rechte Fuß „tappt" zuerst in die Fläche; der linke Fuß wird nachgezogen. Fällt das Steinchen vom Fuße, so ist die Partie verloren, und der nächste Spieler kommt an die Reihe.

Beim „Blindtappen" muß der Spieler die Augen schließen und mit dem Steinchen auf dem rechten Fuße gleicherweise wie beim „Tappen" alle Felder hin und zurück durchtreten. Natürlich ist es nicht leicht, diese Aufgabe zu lösen, da jede Grenzverletzung unnachsichtlich durch sofortige Unterbrechung geahndet wird.

Hat jemand alle vier Aufgaben ohne Fehler erledigt, so kann er „stempeln", d. h. in irgend ein Feld seiner Wahl mit Strichen ein kleines „Kästchen" abzeichnen, in welches er die Anfangsbuchstaben seines Namens ritzt. In jedem „Stempel" kann er dann beliebig ausruhen, wenn später wieder an ihn die Reihe zu spielen kommt. Die Orientierung beim „Blindtappen" von einer solchen „Ruhe" aus ist ein nicht zu unterschätzender Vorteil. Von der „Ruhe" aus muß dann die Aufgabe bis zu Ende gelöst werden. Wer am Schlusse die meisten „Stempel" hat, ist Gewinner.

P. Kaps

Kunst und Kunstgewerbe

Glasperlen und Perlenarbeiten in alter und neuer Zeit

Sie haben allezeit soviel Faszinierendes gehabt, die rieselnden, farbigen,

schimmernden winzigen Dinger aus Glas, die das Licht spiegeln und tausendfach wiedergeben, und die bei allem Gleißen und Schimmern doch das dauerhafteste und farbenbeständigste Stickmaterial bilden, dem selbst Jahrhunderte nichts von seinem Glanz rauben können. Mit der „Biedermeiermode" sind in unsern Tagen auch wieder die Perlbeutel, -Ketten und -Bänder jener Zeit zu Ehren gekommen. Merkwürdigerweise hat die große Menge Täschchen und Halsketten aus Goldperlen bevorzugt, die, in wenigen Mustern Voigtländischer und Berliner Heimarbeit, in unglaublichen Mengen auf den Markt geworfen wurden. Pioniere, bestimmt, den Boden vorzubereiten für das Material, dem Phantasie und Technik die reizvollsten Wirkungen abgewinnen sollten.

Wie mannigfach verwendbar, wie variabel und interessant Perlenarbeiten sein können, zeigt uns die im Kochschen Verlage (Darmstadt 1911) soeben erschienene Monographie Glasperlenarbeiten aus alter und neuer Zeit, die ihres reichen und schönen Inhalts wegen allen künstlerisch tätigen Damen, Bibliotheken, Schulen und Sammlern nicht warm genug empfohlen werden kann.

Die zahlreichen prächtigen Abbildungen und Tafeln zeigen uns die wertvollsten in Museen und Privatbesitz befindlichen Perlarbeiten aller Zeiten und Länder, Paramenten aus romanischer Zeit, Tapeten, Behänge und Kostüme der Renaissance, byzantinisch anmutende, wie Glasmosaik wirkende Madonnenbilder aus Rußland, Altarschreine und Reliquiare des Barock und Rokoko, dazu Häubchen, Beutel, Taufkleidchen aus der Biedermeierzeit wechseln ab mit Arbeiten aus Afrika, Amerika und den Südseeinseln, mit modernen Arbeiten bedeutender Künstler und Künstlerinnen. Dazu hat Direktor Dr. Pazaurek-Stuttgart eine ungemein fesselnde und erschöpfende Abhandlung geschrieben, die eine eingehende Beschreibung der abgebildeten Arbeiten in technischer und künstlerischer Hinsicht wie einen Ueberblick über die geschichtliche Entwickelung der Perlarbeiten gibt.

Der Preis für das vornehm gedruckte und in Büttenpapier gebundene Werk — 6 *M* — ist sehr niedrig und gewiß geeignet, die Freude an dem Buch, das ich als eines der schönsten Blätter aus dem Kranz der Koch'schen Monographien bezeichnen möchte, zu vergrößern.

M. J. Langer-Schlaffke

Monogramme und Signets

600 Monogramme und Signets. Darmstadt, Verlagsanst. Alexander Koch. 5 *M*.

Der stattliche in Handbütten gebundene Großquartband vereinigt auf 30 Tafeln eine Sammlung von 600 verschiedenen ornamentalen Monogrammen, Initialen und Signets, die zumteil einem Preisausschreiben der Verlagsanstalt entstammen, zumteil der „Deutschen Kunst und Dekoration" entnommen sind. Künstler wie Behrens, Ehmcke, Rudolf Koch sind mit Beiträgen vertreten, daneben finden sich Arbeiten der Wiener Werkstätte, der Dresdener Kunstgewerbeschule (Fachklasse Prof. E. Kleinhempel) und, neben manchen schwülstig überladenen und tastenden Versuchen, auch viele erfreuliche Leistungen jüngerer Kräfte. Besonders reizvoll ist ein vergleichendes Betrachten der Gestaltung des gleichen Buchstabens durch verschiedene Künstler. Der praktische Wert dieser Veröffentlichung für Berufszeichner, kunstgewerblich tätige Damen usw. ist sehr hoch zu schätzen, zumal die Vorliebe für charakteristische Eigenzeichen zu persönlichem Gebrauch und zu geschäftlichen Zwecken sich erfreulicherweise stetig weiterentwickelt.

W F Sch

Kunstpflege in Haus und Heimat.

Richard Bürkner: Kunstpflege in Haus und Heimat. 2. Aufl. Mit 29 Abb. Leipzig: Teubner 1910. Geb. 1,25 (Aus Natur und Geisteswelt Bd. 77).

Die kleine Schrift hält sich frei von wissenschaftlichen und künstlerisch-technischen Erörterungen, sie bietet in anschaulicher Darstellung einen Ueberblick über die Bestrebungen und die Bedingungen zur Verbreitung jener ästhetischen Kultur, die unsere Weisen von Weimar schon vor hundert Jahren als einen unumgänglich notwendigen Bestandteil wahren Menschentums und starken Volkstums erkannt und gefordert haben. Diese Tendenz zwingt zu breiter Ausschüttung allgemeinster Begriffe und dem geförderten Kunstverständnis schon bis zum Ueberdruß bekannter Selbstverständlichkeiten. Aber eben — manchem „Kunstfreund" kann solche Binsenweisheit nicht oft genug gewiesen werden. Und dann —

auch der Anspruchsvollere und in Dingen der Kunst innerlich Erfahrene findet in diesen Zeilen viel feine und kluge Gedanken verstreut und abgegriffene Münzen zu neuem Glanz gebracht. Zur Einführung in das weite und für den nicht auf hoher Warte Stehenden schwer übersehbare Gebiet der Kunstpflege im persönlichen, häuslichen und heimatlichen Leben ist die Arbeit sehr geeignet. Ein kurzer literarischer Anhang zeigt dem Weiterstrebenden den Weg zu neuen Quellen und wissenspendenden Brunnen.

W. F Sch.

„Angewandte Kunst"

Nicht wahr, den Schränken auf der vorletzten Bildseite dieses Heftes sieht man's nicht an, wo sie her sind? Daß sie nämlich aus dem nächstbesten jener zahllosen Möbellager stammen, die in immer gleichen Wiederholungen nichts haben als die stumpfsinnigen Sachen, die hundert Fabriken nach Schema F und Schema Y immer und immer wieder liefern, am grausigsten dort, wo „moderner" Stil eingezogen ist, mit schmachtenden gewundenen Lilien und qualvoll sich krümmenden Linienornamenten. Der Käufer dieser Schränke hat sich auch offenbar Mühe gegeben, das Allereinfachste herauszusuchen, was „am Lager" war, und das hat er dann auf seine Weise eingefügt in sein Heim, daß nun auch von dem schlichten Hausrat der besondere, freundliche Geist ausgeht, der in diesen Räumen daheim sein muß. Das Kunststück ist nicht so absonderlich: ein heller Anstrich, ein paar freundlich verschlungene bunte Ranken, wie sie eben anmutig den Flächen und Formen sich einfügen — das ist alles.

Ob man das nachmachen soll? Wen, der in die Lage dazu kommt, lockte das nicht! Natürlich, wer die „Ornamente" abpausen wollte, wäre ein rechter Narr. Nicht bloß weil die hier ein Künstler sich aufgemalt hat, sondern eben weil das Dinge sind, die gerade nur zu diesem Menschen und in dieses Heim gehören.

Walzer.

Die Woche veröffentlichte unlängst ein Walzerheft. Es sind darin die besten Walzer aus dem von der „Woche" ausgeschriebenen Wettbewerbe vereinigt. An erster Stelle finden wir die Komposition eines Breslauer Kapellmeisters, des Herrn Siegfried Elsner. Diese Arbeit erhielt den ersten Preis: 3000 Mark, und trägt die Ueberschrift „Mein Stern". Im ganzen waren über 4000 Tanzwalzer eingelaufen. Als formales Muster diente laut Ausschreibung allen Bewerbern J. Straußens Zauberweise: An der schönen blauen Donau. Elsner bringt in seiner Schöpfung nicht nur die klassische Walzerform ganz trefflich zum Ausdruck, er hat der Form auch jenen Geist gegeben, der durch die Gewalt des Rythmusses und den Zauber süßer Melodie die Herzen mit fortreißt ins wiegende, wogende Brausen holdester Lebensfreude. Er hat einen echten Wiener Walzer geschrieben! Die Einleitung (keine schiefe „Introduktion") führt uns sofort in den richtigen Walzertakt und leitet am Schluß in ruhig vorbereitenden Sequenzen zum 1. Teil. Der beginnt gemütlich und dann folgt der „Reißer", der keinen guten Walzer fehlen soll. Der schwere Taktteil ist hier jedesmal scharf markiert. Auf den ersten Teil folgen noch einige Weisen, die gut gedachte Gegensätze und Verknüpfungen zeigen. Ganz besonders zu loben ist, daß sich der Komponist jeder Effekthascherei enthält. Das Coda fängt mit einem beruhigenden Orgelpunkt an. Hierauf ertönt wieder der erste Walzer. Auch der belebte Schluß hat nichts Uebermütiges, nicht Gemachtes. So klingt alles in schönstem Ebenmaße aus. Wir haben einen guten Tanzwalzer mehr, und der ist diesmal nicht von der Donau, sondern von der Oder gekommen.

R. N. M. T.

Liegnitzer Musikleben.

Ein Konzert des Breslauer Baritonisten Hans Hielscher erweckte hier höchste Befriedigung. Ein vielseitiges Charakterisierungsvermögen qualifiziert Hielscher fürs kleine, intime Kunstlied ebenso vortrefflich wie für die großzügige Ballade.

Am gleichen Abend trug die Violinistin Hildegard Felsch neben kleineren Stücken Bruchs G-moll-Konzert vor. Eine tüchtige Technik steht ihr zur Verfügung, um aber alle Schwierigkeiten, die das Stück bietet, frisch zu überwinden, fehlte es ihr noch an ausdauernder Kraft. Die Wärme des Vortrages entschädigte dafür. Doch ging die Auffassung des Konzerts über das Konventionelle nicht hinaus.

Das vierte Sinfoniekonzert des Obermusikmeisters Mehring brachte in seinen Eckſätzen die „Tragische Ouvertüre", op. 81 von Brahms und die sinfonische Dichtung „Tasso" von Liszt. Die „Tragische

Ouvertüre" ist nach Aufbau und thematischer Verarbeitung gewiß recht geistvoll, interessiert auch durch originelle Harmonik wie Rhythmus, vermag aber als Ganzes nicht recht zu Gemüte zu gehen. Dies gelingt der vornehmen „Tasso"-Musik in weit stärkerem Maße. Zu Gehör kamen noch Beethovens 1. Sinfonie C-dur und R. Wagners „Waldweben" aus „Siegfried".

In dem russischen Baritonisten Baron Peter von der Osten-Sacken lernten wir an diesem Abende ein vielversprechendes Talent kennen. Wer zu Beginn seiner Konzertlaufbahn eine so selbstverständliche, elegante Schulung aufweist wie dieser Herr, der erweckt große Hoffnungen. Ist sein Organ an sich auch nicht besonders groß, so ist es doch sehr weich und sympathisch. Er sang vorwiegend russische Lieder im Original (Tschaikowsky und Gretschanioff) und traf ihren Ton vortrefflich. Anscheinend liebt er das ernste Genre mit weltschmerzlich-melancholischem Einschlag. In zwei Zugaben betrat von der Osten das humoristische Gebiet, in dem er durch sichere Mimik wirksame Pointen schuf.

C. M. Sch.

Heimatschutz

Zur öffentlichen Schönheitspflege

Heute bringen wir (auf der letzten Bildseite) die „richtigen" Reklamescheußlichkeiten vom Platz an der Elisabethkirche in Breslau. Das Nötige dazu gesagt haben wir ja schon voriges Mal.

Da sind nun noch zwei Gegenbeispiele von der öffentlichen Schönheitspflege. Daß dieser „Briefkasten" und diese „Zelle" gerade in Breslaus Straßen aufgenommen worden sind, hat natürlich nichts besonderes zu sagen. Es wird überall, leider, Gleiches geben. Diese beiden Dinge sind aber deshalb besonders betrüblich, weil sie *neu* sind, neue Beweise für die — ach so lange und so oft schon beklagte! — Geschmacksunkultur an den künstlerischen Erzeugnissen der deutschen Reichspost, also Beweise dafür, daß bis jetzt alles beim alten bleiben soll. Was der entsetzliche neue Hundertmarkschein bei unseren Münzen und Wertpapieren, das sind solche Erzeugnisse in der Kunstbetätigung der Post. Der „Briefkasten" ist ein wahres Musterbeispiel dafür, was herauskommt, wenn ein einfacher Nutzgegenstand gewaltsam herausgeputzt werden soll. „Stilecht gotisch" hat das Ding werden sollen. Gewiß, warum soll man nicht auch ein so profanes, einfaches Ding, wie ein Briefbehälter ist, gestaltend durchbilden? Aber *muß* denn ein Gegenstand, der zum Sammeln, zum Aufnehmen und Bewahren da ist, *muß* der gerade *Turm*form haben, sich recken und strecken und aufwärts streben mit einem „Dach", das ein Drittel der Gesamthöhe hat? Statt einfach die Arme aufzumachen und zuzufassen? Ja, weil er notwendig „gotisch" sein mußte! Und wenn schon Zierformen sein sollten, *mußten* es denn gerade durchaus Formen sein, die in keinem anderen Material als dem *Stein* entstehen und Leben gewinnen konnten, in Stein, dem einzigen Material, das für die gegebene Aufgabe unter allen Umständen *nicht* in Frage kam? Ja, die Gotik! Also es hilft nichts: eine Kreuzblume aus Blech! *Mußte* das sein? War's noch nicht genug mit all den konventionellen Häßlichkeiten der üblichen Postbriefkästen? Fast könnte man die erträglich finden gegen diese blaue blecherne gotische Unmöglichkeit, die da vor die rote Ziegelwand und mitten in den Verkehr sich hineingepflanzt hat!

Nun das Fernsprecherhäuschen. Mit einer vollkommenen Gleichgültigkeit dagegen, wie es wohl zu seiner Umgebung stehen und passen könnte, stellt es sich an seine Straßenecke. Eins ist immerhin erfreulich: Hier ist wenigstens kein so klägliches Protzen in Stil- und Schmuckformen wie bei dem Säulenbriefkasten. Dafür ist die Dürftigkeit, Nüchternheit, da um so größer. Ein gedankenlos mechanisches Ding, eine Zelle mit peinlich vergittertem Fenster und patziger „Nummer" (übrigens: muß die *deutsche* Post gut *romanisch* **No.** schreiben? Gedankenlosigkeit im kleinsten, wie im ganzen). *Müssen* unsere Fernsprechhäuschen so wie dieses zum Verwechseln nach provisorischen — Bedürfnisbauten aussehen?

Es wäre gewiß kein Recht, so gegen *Vereinzeltes* zu reden. Aber leider handelt es sich um einen Geist der Geschmacklosigkeit, der *typisch* ist, der schmerzlich beklagt und energisch bekämpft werden muß. Wir *dürfen* uns nicht weiter so in den verbreitetsten Dingen, wie es die Gegenstände des Postwesens sind, mit einer barbarischen Geschmacksunkultur stillschweigend abfinden. Es heißt die Augen aufmachen und *sehen* lernen, daß die notorische, in aller Welt bespottete Häßlichkeit der deutschen Brief-

marken überall unter den Gegenständen des Postwesens ihresgleichen hat. Es ist ein Geist, der in den Marken, in den mit einer abscheulichen Pseudoverzierung bedruckten Umschlägen der „Markenhefte", in den schreienden Reklamen der öffentlichen Schreibpulte auf den Postämtern und in den Postbriefkästen usw. zum Ausdruck kommt.

Bauberatungsstellen

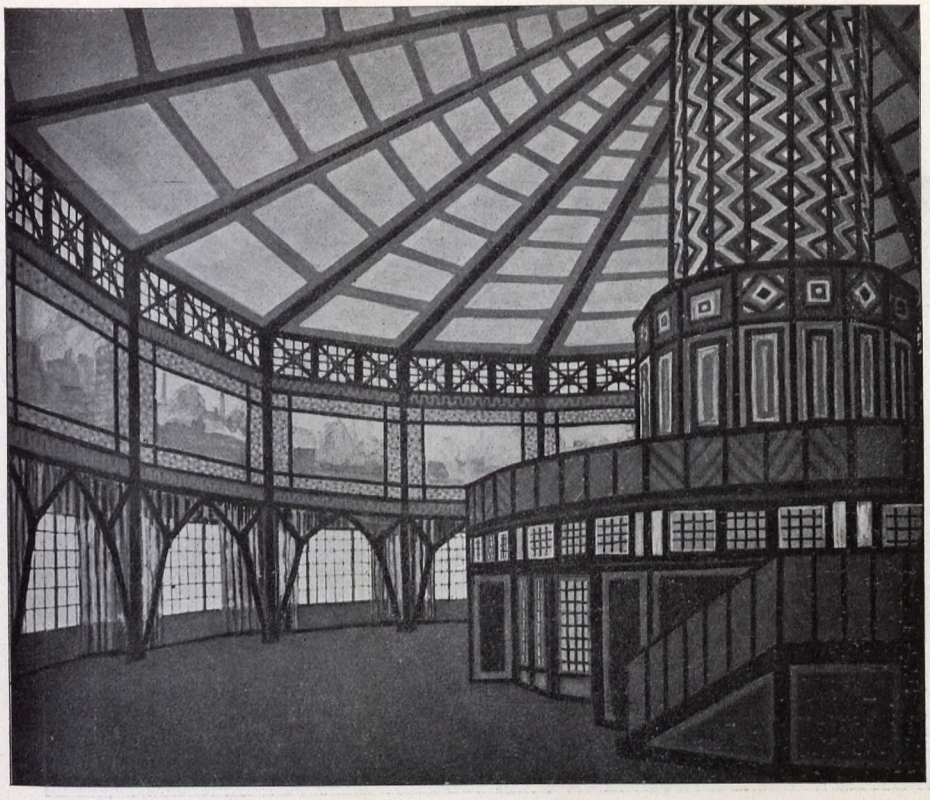
Seit dem Erlaß des preußischen „Verunstaltungsgesetzes" wollen die Aussprachen über die Notwendigkeit der Besserung der Bauweise nicht mehr zur Ruhe kommen. In allen Landesteilen beraten Sachverständige in Konferenzen über die Mittel zur wirksamen Bekämpfung des schlechten Bauens. Als Resultate dieser Besprechungen sind mehrfach, besonders im Westen des Staates, Bauberatungsstellen geschaffen worden. Jetzt hat es nun auch der „Schlesische Bund für Heimatschutz" übernommen, zur Einrichtung einer Zentralberatungsstelle in Breslau zu schreiten. Ein Ausschuß, dem Stadtbaurat Berg, Provinzialkonservator Dr. Burgemeister, Baurat Grosser, Architekt Henry, Landrat Dr. Kirchner, Architekt Prof. Nedelkovits, Architekt Prof. Poelzig und Architekt Effenberger angehören, befaßt sich zur Zeit mit den Vorarbeiten und wird seine Vorschläge zur Ausgestaltung einer Bauberatungsstelle den interessierten Personen und dann der weiteren Oeffentlichkeit bekannt geben.

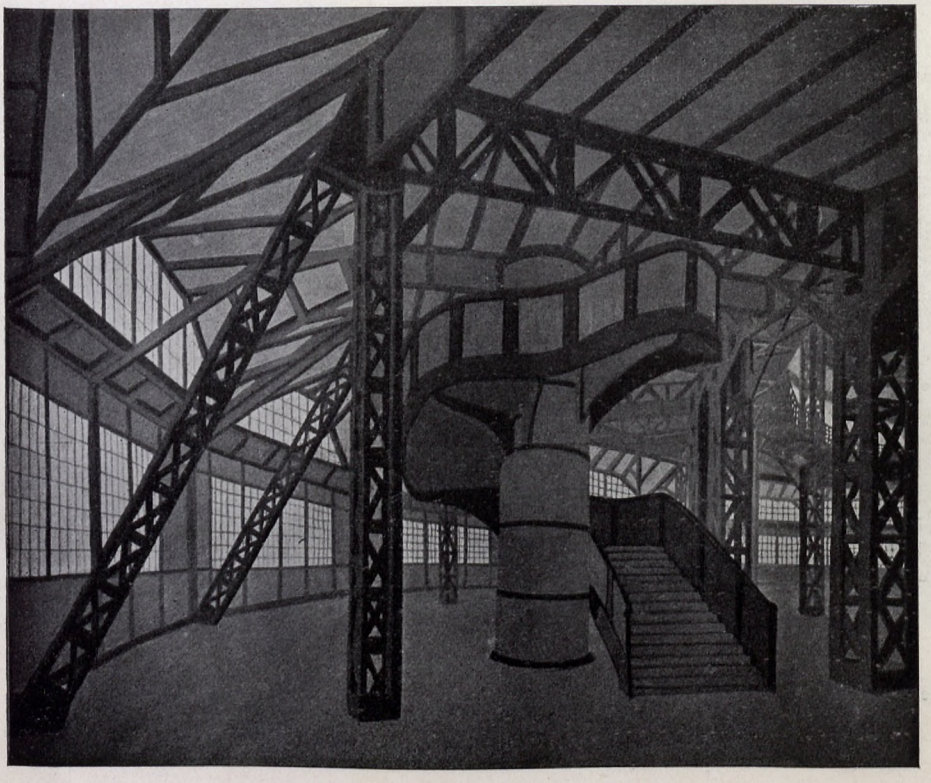
Der Arbeitsmöglichkeiten einer Bauberatungsstelle sind sehr viele, die wichtigste Arbeit wird stets sein, zur Erweckung des Verständnisses für gutes Bauen und zur Erziehung tüchtiger Baufachleute beizutragen. Aufklärungsarbeit durch Wort und Schrift, Ausstellung von Bildern guter und schlechter, moderner und alter Bauwerke mit Erläuterung am Beispiel, die Veranstaltung von Lehrkursen für Bauhandwerker und dergleichen wird einen breiten Raum im Arbeitsgebiet einer Bauberatungsstelle einnehmen müssen. Dann wird die Begutachtung und Raterteilung in Bausachen viel Arbeitskraft erfordern. Die Zahl der Ortsstatute gegen die Verunstaltung wächst ständig, und bei dem Mangel an Sachverständigen für die zu bildenden Kommissionen wird es Aufgabe des Bundes Heimatschutz und seiner Beratungsstelle sein, diese gegebenenfalls zu ersetzen. Mit der Begutachtung von vorgelegten Bauentwürfen wird die Herstellung von Verbesserungsskizzen erforderlich sein. Notwendig ist ferner, die Mitwirkung von Behörden und Körperschaften zu erlangen; einmal werden diese im günstigen Sinne auf ihre Unterorgane einwirken können, und dann wird die Bauberatungsstelle deren pekuniäre Unterstützung nicht entbehren können. Die segensreiche Wirkung einer tätigen Bauberatungsstelle ist offensichtlich, und die wenigen Stimmen, die eine Schädigung der Interessen der Baufachleute, besonders der Privatarchitekten, etwa befürchten, werden nach den Erfahrungen, die bei anderen Bauberatungsstellen gemacht wurden, bald verstummen.

Wir behalten uns vor, nächstens die Schaffung einer schlesischen Bauberatungsstelle ausführlicher zu behandeln.

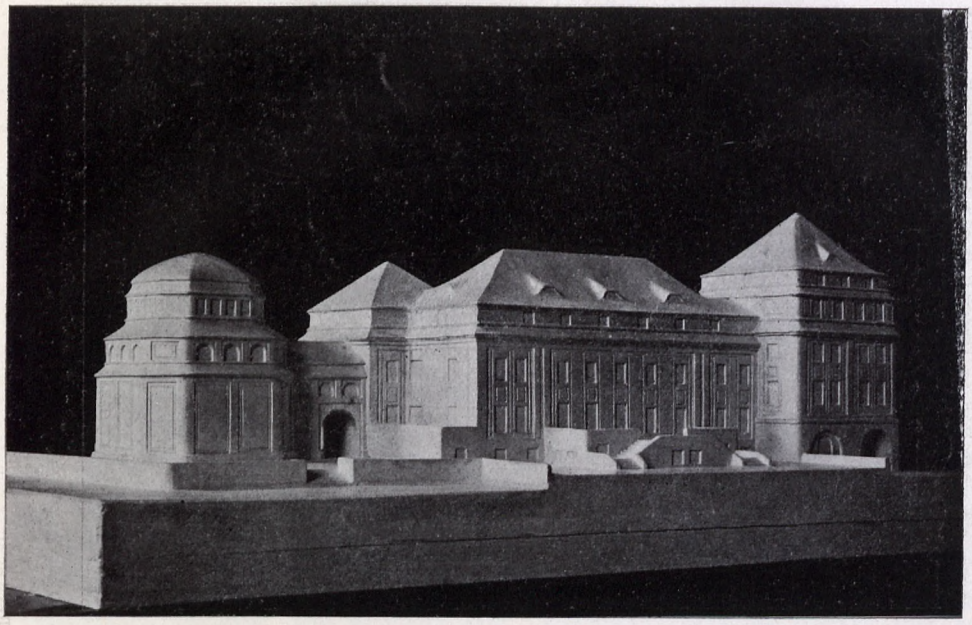
Eff

Begründer u. Verleger: Dr. O. Reier, Hirschberg; Schriftleiter: R. Henseling, Breslau, Lessingstr. 19
Verantwortlich: der Schriftleiter.
Druck der Schlesischen Druckerei und Verlagsanstalt G. m. b. H., Hirschberg i. Schles.

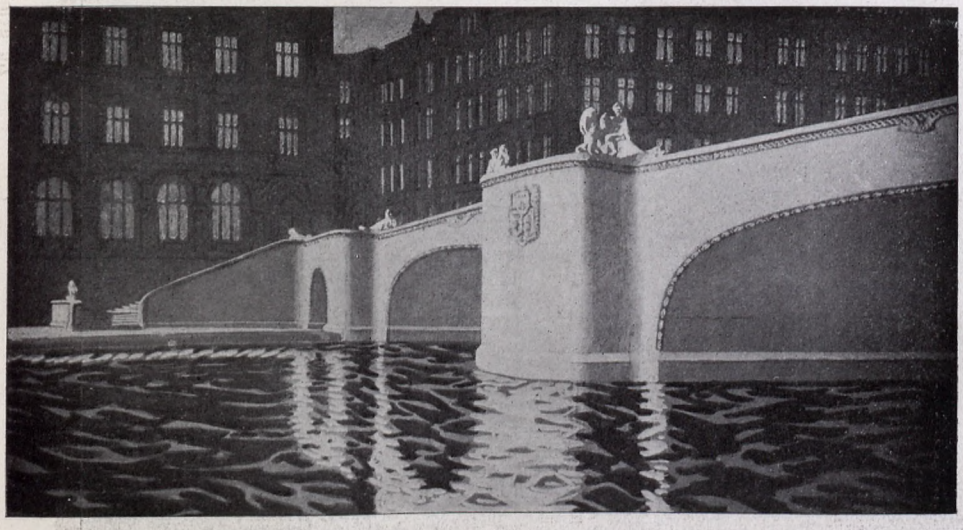




Kuppelraum und Treppe im Posener Ausstellungsturm

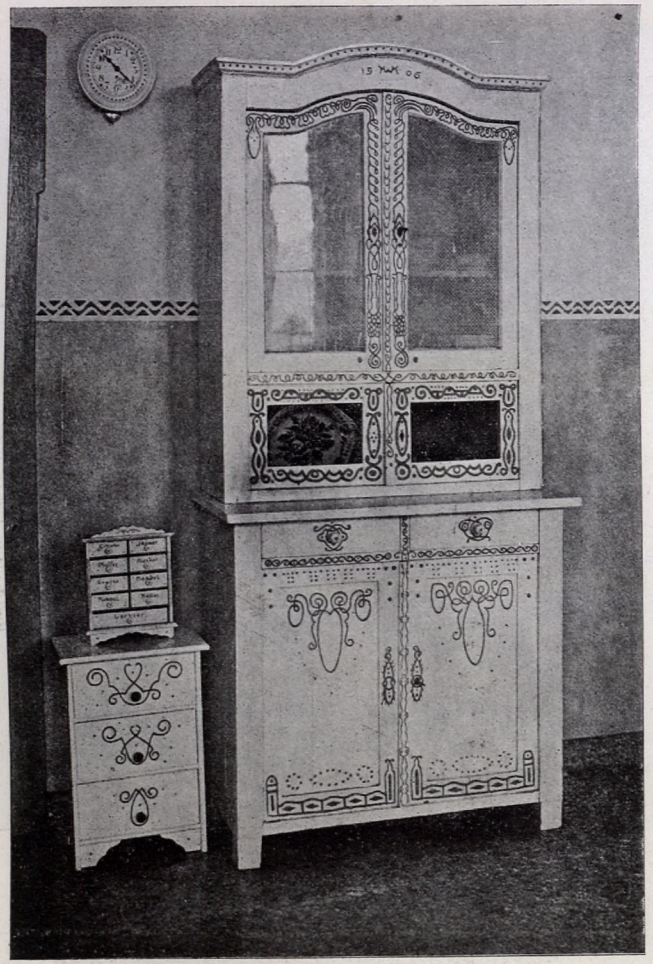


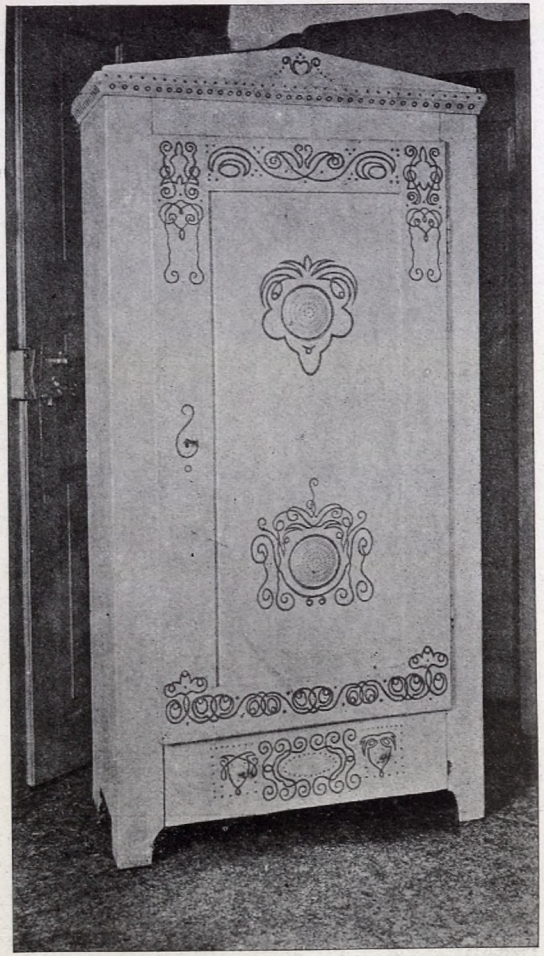
Schloß Bruſtawe



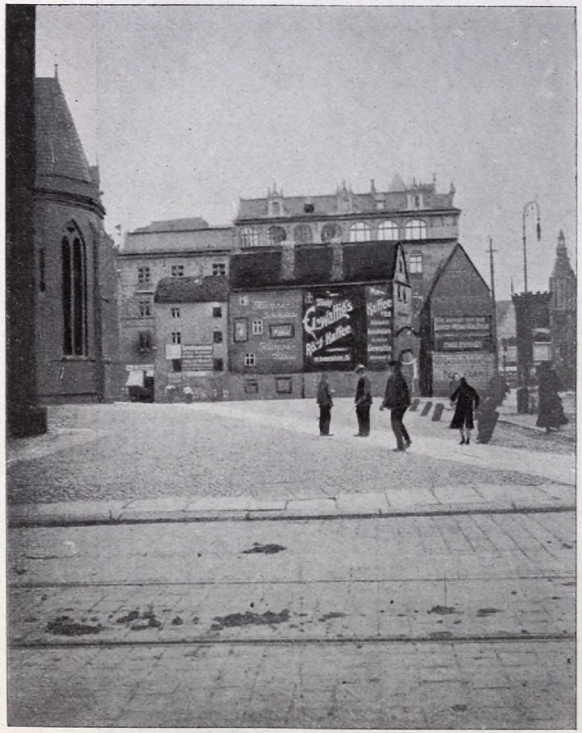
Brücke für Königsberg

Dieſe und die vorangehenden Bilder gehören zu dem Aufſatz „Von ſchleſiſcher Baukunſt“ (Bauten Poelzigs)

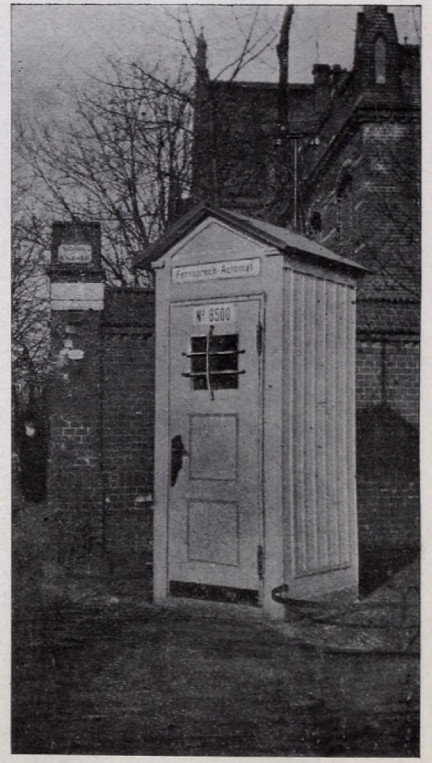




Zu dem Beitrag „Angewandte Kunst“



Der verunstaltete Platz an der Breslauer Elisabethkirche (siehe Heft 12)



Postbriefkasten und Fernsprecherhäuschen in Breslau (zu dem Beitrag „Zur öffentlichen Schönheitspflege")